



17 Jg.

Nr. 8



Eisab-land  
Lohringer  
Heimat



1

9

3

7

137

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

# Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang: 36.— Frs. Auslandspreis: 9 Reichsmark od. 11 Schweizerfranken  
Inlandspreis für Einzelhefte . . 3.75 Frs. Auslandspreis: 1 Reichsmark od. 1,25 Schweizerfranken

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag «Elsassland — Lothringer Heimat» in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

## Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

### Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

**GUEBWILLER**

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

## Die altbekannte Confiserie DARSTEIN

unterhält auch Generaldépôt weltberühmter belgischer Chocoladen und verkauft diese köstlichen Spezialitäten zu den festgesetzten billigen Fabrikpreisen.

Man kauft am besten direkt in einer der vier offiziellen Darstein-Verkaufsstellen:

STRASBOURG: Jungferngasse 3  
Alter Weinmarkt 20  
Langstrasse 16

HAGUENAU: Landweg 44

Beachten Sie die Schaufenster der DARSTEIN-Geschäfte.

## Der katholische Gedanke

Eine Vierteljahresschrift.

Herausgegeben vom katholischen Akademikerverband.

Aus dem Inhalt:

Die Akathistoshymne — Erik Peterson: Das priesterliche Königtum Christi — Otto Graf: Der katholische Akademiker in der Pfarrei — Paul Kopp: die Bedeutung des Religiösen für die Gesundheit und Gesundung des Menschen — Friedrich Braig: Friedrich von Schlegel — Von Paul Cézanne — Oskar Bauhofer: Das Religiöse als Lebensform — Julius Tyciak: Von russischer Frömmigkeit — Pfingsten 1937 in Würzburg: Das christliche Bild vom Menschen

1937

Erstes Heft

Januar bis März

Zehntes Jahr

Literar. Institut P. HAAS & Cie. K. G. Augsburg

Fr. R. v. LAMA

## Der Weg der Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

**Preis 15.- frs.**

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.

## L'Hygiène Naturelle

Monatsschrift für naturgemässe Lebensweise und Heilkunde

Praktischer Wegweiser zum gesund werden und gesund bleiben.

Jahresabonnement 12 Frs. Probenummer gratis

Verlag: GUEBWILLER, rue Clémenceau 6 - 8

# Elsass-Land Lothringers Heimat

17. Jahrgang

AUGUST 1937

8. Heft

## Zum zweihundertsten Heft

Pflegschaft der elsässischen Volkskultur, elsässischer Volks- und Heimatkunde, Bodenständigkeit, verbunden mit Blickweite, das waren die Leitgedanken der Begründer der Monatsschrift «Elsassland». Im Geleitwort zum ersten Heft des ersten Jahrgangs heisst es: «Es gilt zu zeigen, wie kennens- und liebenswert unser schönes Elsassland und unsere angestammte Volksart ist. Land und Leute werden geschildert, Reisen und Wanderungen aus alter und neuer Zeit geboten. Der elsässische Geist wird in allen seinen Denk-, Gefühls- und Schaffensäusserungen beobachtet und dargelegt, so wie er sich äussert in duftigen, tief sinnigen Sagen und Märchen, in ergreifenden Volksliedern und kernigen Sprüchen, in altem mundartlichem Spruchgut, in Sitte und Brauch, in Tracht und Wohnung, oder auch in heimatlicher Kunst und Dichtung vergangener und gegenwärtiger Zeit. Kleine Erzählungen, Novellen, Skizzen werden reichlich Aufnahme finden, lustige und ergreifende Geschichten, tolle Spässe und übermütige Schwänke zur heimatlichen Unterhaltung und zugleich als Spiegel unserer Volksseele. Das Wirtschaftsleben in Haus und Hof, in Ackerbau und Industrie, Handel und Wandel sollen ebenso berücksichtigt werden wie die elsässische grosse Vergangenheit überhaupt und insbesondere der Einschlag der französischen Kultur, der das Elsass so viel verdankt. Was für die Heimatgeschichte von Wert ist, wird dargeboten und behandelt werden: die wechselvollen Geschehnisse des Landes, von Dorf und Stadt, von Kirchen, Klöstern und Burgen, von Familien und Geschlechtern; Personen-, Orts- und Flurnamen, Haus- und Grabinschriften, historische Denkmäler aller Art, sofern sie als lebendiger Ausdruck erkennbar und wertvoll sind. Dankbar und stolz werden wir stets in Lebensbildern der Söhne des Elsasses, auch der vergessenen, gedenken.»

Fast siebzehn Jahre sind inzwischen ins Land gezogen, und wieder legt der «Alsatia»-Verlag mit der gleichen Gesinnung und Beseelung, wie einst das erste, nun auch mit der Augustnummer 1937 das zweihundertste «Elsassland»-Heft den Lesern auf den Tisch. Es ist das achte im siebzehnten Jahrgang. Sechzehn handfeste, reich bebilderte Jahressbände stehen bereits vor uns und geben Bericht von dem landschaftlichen, geschichtlichen und kulturellen Gesicht unseres Landes wie auch von seinem geistigen, literarischen und künstlerischen Leben. Frei von allem politischen Gezänk des Tages und religiöse Meinungsverschiedenheiten nicht betonend, erheben diese Monatshefte keinen anderen Anspruch, als Wegbereiter zu sein zum Verständnis des geschichtlich Gewordenen in Kunst, Geschichte und Literatur, Wegbereiter zur Liebe heimischer Art und Sitte und wurzelechter Bodenständigkeit. Viel Volksgut und Schönheit ist da verkündet worden, meist auf bleibende, über den Alltag hinausreichende Weise. Das hat die berufene Kritik einhellig anerkannt.

Das gesamte im Geleitwort zum ersten Heft entwickelte Programm ist in den zweihundert vorliegenden Heften gründlich angepackt und mit anerkennenswertem Erfolg verwirklicht worden. Wir sind unserm Programm treu geblieben. Das dürfen wir ohne Ueberhebung behaupten. Wenn unsere Zeitschrift die Ungunst der Zeiten überdauert und sich wacker gehalten hat, so zeugt das ebensowohl für ihre Daseinsberechtigung als für ihre volksverbundene Beliebtheit. Den inneren und äusseren Wert des nicht immer mühelos Gebotenen kann nur böswillige oder oberflächliche Kritik verkennen. Im «Elsassland» sind Arbeiten von Mitarbeitern niedergelegt, die in der gelehrten Welt guten Klang haben, Arbeiten, an denen die Forschung nicht vorübergehen kann, und spätere Geschlechter noch



werden diese Leistungen, namentlich auf dem Gebiete der Volkskunde und Kulturgeschichte, in ihrem vollen Werte ganz zu schätzen wissen.

Dass dieses schöne Ziel zum Segen der Heimat erreicht werden konnte, danken wir in erster Linie unseren Mitarbeitern, ihrer Treue, Hingabe und Leistung. Auf sie alle zählen wir weiter, auf dass unsere Zeitschrift weiter wachse, blühe und Früchte trage. Nicht minder gross ist unser Dank an die Leser und Freunde. Sie haben das heimatliche Werk des «Elsasslandes» erst ermöglicht und durch ihre treue Unterstützung getragen und bis heute erhalten. Ihnen legen wir mit besonderer herzlicher Gesinnung das zweihundertste Heft in die Hände, beseelt von der Hoffnung, dass ihre Anhänglichkeit

nicht nachlassen werde und dass sie uns immer neue Freunde dazugewinnen werden. Wer die Heimat liebt, helfe da von seinem Platze aus, im freudigen Bewusstsein, dies dem Elsass um des Elsass willen schuldig zu sein. Dass diese Erkenntnis sich mehr und mehr Bahn breche, ist unser Wunsch an dem Tage, wo das zweihundertste Heft hinausgeht, und bei dem weiteren Ausbau unserer Zeitschrift wollen wir besonders an das Wort des grossen Historikers Fustel de Coulanges denken, der einst der Strassburger Universität zur Zierde gereichte: «Le patriotisme n'est pas seulement l'amour du sol, c'est aussi l'amour de son passé».

Die Schriftleitung  
«Elsassland — Lothringer Heimat»

## Drei Gebete

Gib, Herr, dass ich so einfach werde wie der Grashalm, der am Wegrain steht.  
Du schufst ihn mit der gleichen Liebe wie den Rosenstock im Gartenbeet,  
Und seine Wurzel ruht in deinem Schoss und wird getränkt durch deine Hand,  
Und seine Seele ist, wie alles Blühende, der Sonne zugewandt.  
So einfach lass mich sein in meiner Grösse, Herr, wie dieser Grashalm ist,  
Der doch in seiner demutvollen Art, dich hell zu loben nie vergisst.  
Nur lass, wenn du es magst, ein Grashalm mich auf freier Bergeshöhe sein,  
Wo alle Kräfte reiner glühen und herrlicher in deinem Licht gedeihen,  
Die sanften Winde und die guten Stürme, die du sendest in das Tal,  
Lass sie zuerst um meine Stirne wehn: wenn ich mich beuge, allemal  
Ist es ein Sich-Verneigen vor der Macht, die du den Kleinsten spüren lässt.  
So einfach lass mich sein, und lösche aus in mir den letzten dunkeln Rest  
Der Erdschwere, die noch in mir lastet wie ein unfruchtbarer Ast.  
Dann werd ich lichvoll schwingen, da du auch im Grashalm dich verschwendet hast.

Wenn du auf diese Erde mich gestellt, o Herr, so wars nicht ohne Ziel.  
Noch nie im Erdengrund verdarb ein Samenkorn, das deiner Hand entfiel.  
In allem ist die Kraft verteilt, und alles ist schon vorbestimmt im Kern. [fern.  
Dem Schmetterling schenkst du das Licht, vom Wurm hältst du's mit gleicher Sorge  
Du schickst den Wind, der allen Dingen die Erfüllung bringt zur rechten Zeit.  
So darf ich glauben, Herr, dass auch für mich auf dieser Welt ein Haus bereit,  
In das ich offen treten kann mit allem, was in mir verborgen ruht,  
Wo ich mich geben darf, wie du mich schufst, mit meiner ganzen Glut,  
An der das Wesen, das sein Leben mit mir teilt, sein Herz stets neu erwärmt.  
Nicht anders will ich sein als wie das Bienenvolk, das Honig schafft und schwärmt,  
Nicht anders als der Baum, der blüht und Früchte bringt und einmal immer schweigt.  
Wenn dann die grosse Dämmerung sich über meine müde Stirne neigt,  
Will ich bekennen, Herr, du hast mein Feld und meine Ernte überwacht, —  
Ich habe nur, ob gut, ob schlecht, die Frucht in meine Kammer heimgebracht.

Vom Wort, o Herr, das du im Urbegriff am Anfang alles Werdens schufst,  
Ist eine ferne Spur des Widerhalls in mir —: ich höre, wie du rufst,  
Und spüre deinen Hauch, der aus den Bergen kommt im Frühjahrsanbeginn.  
Dann fühle ich, dass ich die Harfe zwischen deinen Wunderhänden bin.  
Was du den Wäldern offenbarst, den lichten Höhn, dem dunkeln Wiesengrund,  
Formt sich und klingt als deiner Erde Lobgesang in meinem hellen Mund.  
Doch, Herr, bist du der Sturm, so bin ich nur sein letzter Laut am Hügelhang;  
Bist du der Murrelquell, ich bin der Tropfen nur, der aus den Fluten sprang.  
Von deinem ungeteilten Wesen aber ist so viel in meinem Wort,  
Dass es zu neuem Blühen manches Herz erweckt, das freudenlos verdorrt,  
Und dass in ihm der Liebende erstaunt den Namen seines Glücks erkennt.  
Erhalte diese Flamme, die geheimnisvoll in meinem Innern brennt,  
Und gib, Herr, dass ich durch mein Dichterwort die höchste Lust, das tiefste Weh  
Beseligt in den Augen aller Müden und Verlassnen leuchten seh.

Raymond Buchert.

# Die Sakramentshäuschen im Elsass

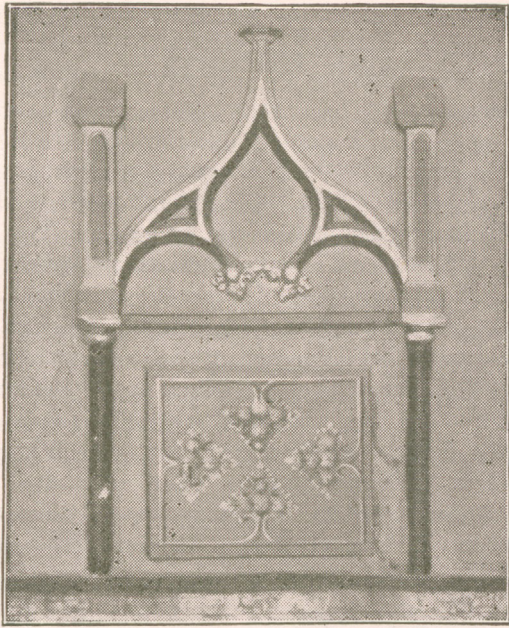
Von Dr. Joseph Lefftz

Nicht immer hat man das Allerheiligste, dem unsere Zeit in zahlreichen eucharistischen Kongressen besondere Verehrung und Huldigung erweist, im Sakramentstabernakel auf dem Hochaltar aufbewahrt. Die ersten Christen mussten notgedrungen auf den äusseren Glanz verzichten, mit dem die Kirche später das eucharistische Wandlungswunder umgeben hat. Obschon sie in der heimlichen Stille und Verborgtheit der Katakomben nur unter höchster Lebensgefahr zusammenkommen konnten, war ihnen doch nichts heiliger als das eucharistische Opfergeheimnis. Es war ihr kostbarster Besitz, ihr höchstes Gut und der Gegenstand ihrer zartesten Liebe. Nach blutigen Christenverfolgungen schenkte dann Kaiser Konstantin der Kirche den Frieden. Und nun trug diese siegestrahlend ihr höchstes Gut in die Öffentlichkeit, Gotteshäuser erstanden, und im Laufe der Jahrhunderte wetteiferten Architektur, Malerei, Poesie und Musik immer mehr, das Geheimnis von Golgotha in lauter Glanz und Schönheit zu tauchen.

Die Vorrichtungen zur Aufbewahrung des geweihten Brotes haben im Laufe dieser Entwicklung sehr mannigfache Wandlungen erfahren. In den Jahrhunderten, wo im Kirchenbau ausschliesslich der romanische Stil herrschte, war der Altar von höchster Einfachheit. Ein erhöht stehender, steinerner Tisch war geschützt von einem auf Stein- oder Metallsäulen ruhenden Baldachin, der mit beweglichen Vorhängen versehen war. Im Innern dieses grossen Vorhang-Tabernakels hing über dem Altar an einer Kette das Hostiengefäss (Ciborium), meist in der aus der altchristlichen Gewohnheit überlieferten Form der eucharistischen Taube. Unter dem Einfluss des gotischen Baustils änderte sich dann vom 13. Jahrhundert ab auch die bisherige Gestalt des Altars, der nun ein offenes und unverhülltes, aufstrebendes Gebäude wurde. Der Altartisch erhielt jetzt als Aufsatz einen mit geschnitzten Heiligenbildern geschmückten Schrein, dessen bewegliche Flügel mit Malerei oder ebenfalls mit Schnitzwerk verziert waren. Diese Umgestaltung des Altars machte einen anderen Aufstellungsort des Ciboriums notwendig. Man schuf nun den schon früher vereinzelt üblichen Wandtabernakel, indem man im Chor, immer auf der Evangelienseite, nächst dem Altar, verschliessbare Mauernischen zum Aufbewahren des Allerheiligsten errichtete.

Diese Wandtabernakel kamen vor allem im 15. und 16. Jahrhundert in Mode, jedoch nicht in allen Ländern in der gleichen Weise und Form. Von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ab kamen sie allmählich wieder ausser Gebrauch. Im Elsass, wo sie meist überaus schön und prächtig ausgestattet wurden und sicher allgemein üblich waren, heissen diese Wandtabernakel *Sakramentshäuschen*. Es sind dies teils nischenförmige, meist im gotischen Stilgeschmack mit Fialen und Wimpergen verzierte Wandschränke oder auch aus der Wand heraustretende, kapellen- und turmartige Aufbauten mit eingegliedertem Kammer, Häuschen, die an die Wand angelehnt sind und mehr oder weniger frei stehen. Die Fensteröffnungen dieser eingebauten Tabernakel waren mit durchbrochenen Eisengittern versehen, sodass man die im Innern aufbewahrte Monstranz und den Kelch mit den geweihten Hostien sehen konnte. Wohl alle gotischen Kirchen im Elsass werden solche Sakramentshäuschen besessen haben, obschon heute nur noch etwa 60 Stück erhalten sind, so in Alt-Thann, Ammerzweiler, Appenweiler (Kreis Colmar), Aspach, Avenheim, Balbronn, Bennweiler, Bergheim, Bernhardsweiler bei Oberehnheim, Dietweiler, Drei-Aehren, Fouday, Franken, Geudertheim, Gildweiler, Hagenau (St. Georg), Hattstatt, Hohatzenheim, Horburg, Hüttenheim, Illfurt, Jettingen, Knöringen, Largitzen, Lümschweiler, Merzen, Mitschdorf, Munzenheim, Mutzenhausen, Neubreisach, Neukirch im Weilertal, Neuweiler bei Zabern, Niederaspach, Niederbetschdorf, Oberehnheim (jetzt in der Sakristei der neuen Kirche), Obersteigen, Odern, Ottmarsheim, Ottrott (St. Nikolauskapelle), Pfaffenheim, Rittershofen, Roggenhausen, Rorschweiler, Rufach, Sennheim, Sewen, Steinbach (heute im Unterlinden-Museum zu Colmar), Stundweiler, Sulz u. W., Sulzbach, Thann, Vendenheim, Walburg, Waldighofen, Weier auf dem Land, Wittersheim, Zimmersheim.

Sakramentshäuschen besaßen früher auch Weissenburg (St. Johann, wo es zugemauert wurde), die ehemalige Pfarrkirche in Oberehnheim, die Klosterkirche von Truttenhausen, wo in den Ruinen noch Reste erhalten sind, St. Stephan zu Strassburg, die alte Stiftskirche von St. Amarin u. a. Aus Kircheninventaren und Chronikaufzeichnungen liesse sich leicht eine weitere stattliche Zahl elsässischer Sakramentshäuschen nachweisen.



Wandtabernakel in der Kirche von Ottmarsheim  
Studio Roger - Mülhausen

So meldet z. B. ein Verzeichnis vom Jahre 1530, dass im Sakramentshäuschen zu Börsch eine Monstranz, ein silbernes Büchlein und ein silbernes Schlüsselchen stand. Manchmal lauten die alten Aufzeichnungen so, dass wir den Verlust dieser Kunstwerke lebhaft bedauern müssen, so etwa, wenn wir in Seb. Miegs Chronik über das Sakramentshäuschen des Magdalenenklosters zu Strassburg lesen: «Das Sakramentshäuslein ist gar so herrlich und köstlich gemacht, gar schön und wunderbarliche thür und vielerley seltsame sachen unten darunter und darüber, und an der stegen in stein und von stein gehauen, ist wohl wert zu sehen; stehet diese jahrzahl daran 1488.»

Wenn wir die Stilformen und die Entwicklung der elsässischen Wandertabernakel zu turmartigen Häuschen näher betrachten, so sehen wir die Verwandtschaft mit den Sakramentshäuschen, wie sie in Deutschland im 15. und 16. Jahrhundert besonders beliebt und verbreitet waren. Erinnert sei nur an das herrliche Sakramentshäuschen im Münster zu Ulm und an Adam Kraffts Meisterwerk in St. Lorenz zu Nürnberg, die sich durch Grösse, Reichtum und Adel des Aufbaues auszeichnen. Auch in Frankreich war das Sakramentshäuschen im 15. Jahrhundert nicht unbekannt, wenn auch noch lange nicht so häufig wie in Deutschland oder im Elsass. Das grossartigste birgt die Kathedrale zu Grenoble. Beliebter als die steinernen, wie sonstwo, scheinen in Frankreich die hölzernen Häuschen

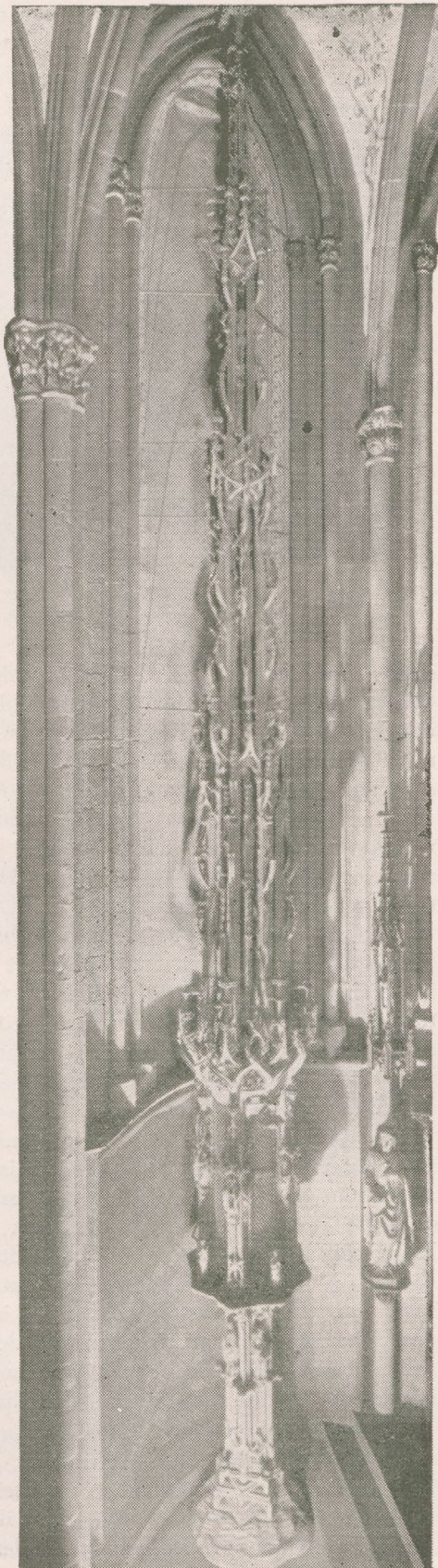
gewesen zu sein. Das älteste Beispiel eines solchen befindet sich zu Sénanque (Vaucluse), es mag ins 13. Jahrhundert hinaufreichen. In dem uns benachbarten Lothringen, d. h. in den Bistümern Metz, Toul und Verdun, und ihren benachbarten Randgebieten sind die Wandtabernakel häufiger als im übrigen Frankreich zu finden. Der Grund mag in der ehemaligen Zugehörigkeit dieser Bistümer zur Kirchenprovinz Trier liegen. Im Bistum Metz hat Abbé Walbock 48 «Armoires eucharistiques» nachgewiesen, André Philippe für das Département Meurthe-et-Moselle 30 Stück und für das Département des Vosges an die 80 Stück, Léon Germain fand im Département de la Meuse an die 40 Stück. Die lothringischen Wandtabernakel, die wie die deutschen und elsässischen sich auf der Evangelienseite im Chor befinden, aber nicht zu turmartigen Gehäusen erweitert wurden, unterscheiden sich von diesen wesentlich dadurch, dass sie sogenannte «Oculi» besitzen. Es sind dies vergitterte, runde Oeffnungen der Wandnischen nach aussen, meist auf die angrenzenden Friedhöfe zu. Diese «Oculi» sind nur in den Tälern der Mosel, Meurthe, Saar, Meuse, Ornain und Saône zu finden, im Elsass unseres Wissens nur in Neukirch (Weilertal).

Seit dem Rituale des Papstes Paul V. kamen besonders nach der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wie in Deutschland, so auch im Elsass die Sakramentshäuschen, die bis ins 17. Jahrhundert hinein noch im Renaissancestil wie zu Merzen (Kanton Hirsingen) gebaut wurden, allmählich ausser Gebrauch und wurden dann durch fest und dauernd mit dem Hauptaltar verbundene Sakramentstabernakel ersetzt, welche bis in die Zeit der Frührenaissance selten und im ersten Stadium ihres Daseins und ihrer Entwicklung begriffen waren und in verschiedenen Lösungen ihrer Aufgabe gerecht zu werden suchten. Aus verschiedenen Synodalbestimmungen ergibt sich, dass im 16. Jahrhundert noch keine allgemeine Vorschrift bestand, das hochheilige Sakrament auf dem Altar in einem Tabernakel aufzubewahren. Die Altartabernakel kamen zunächst in Frankreich, Italien und England häufig in Gebrauch, während in Deutschland und im Elsass sich die Wandtabernakel und prachtvollen, turmartigen Sakramentshäuschen, die nicht so leicht in ebenbürtiger Weise zu ersetzen waren, länger hielten.

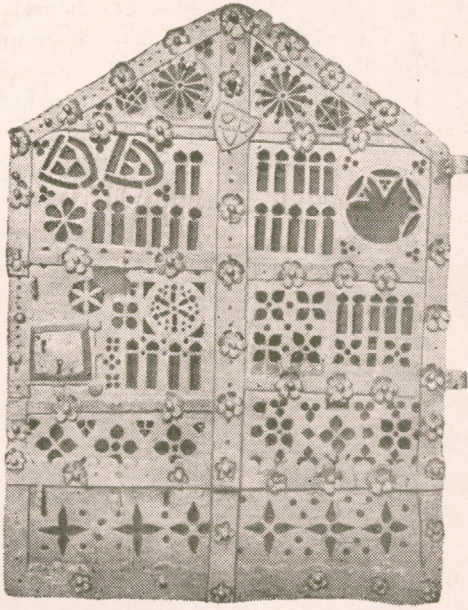
In Synoden des 17. Jahrhunderts wird die Sitte der Wandtabernakel als deutscher Brauch (mos germanicus) bezeichnet, während der Altartabernakel als römische Sitte (mos romanus) bereits in der Konstanzer Synode von 1609 erscheint. Von der

Mitte des 17. Jahrhunderts ab gewann auch im Elsass wie in Deutschland die Auffassung, dass auf dem Hochaltar die würdigste und passendste Stätte zur Aufbewahrung des so erhabenen Sakramentes sei, ständig an Boden, da die Kirche die Altartabernakel als geziemender wünschte. Die Barockaltäre, die in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden und viele mittelalterliche Altarschreine im Elsass ersetzten, sind regelmässig mit einem Tabernakel einbau versehen. Nach wie vor blieben aber vereinzelt Sakramentshäuschen in Gebrauch, in der Kölner Kirchenprovinz z. B. bis um 1860. Endgültig verschwanden sie überall infolge der Entscheidung der Ritenkongregation vom 21. August 1863, die verbot, das Allerheiligste anders als in einem Altartabernakel aufzubewahren. Die weniger schönen und reich gearbeiteten Wandtabernakel sind zuerst ersetzt worden, länger hielten sich die hochaufstrebenden, herrlichen, mit reicher und vollendeter Kunst gearbeiteten und weithin sichtbaren Sakramentshäuschen, die schwer durch annähernd gleich schöne Tabernakel ersetzt werden konnten. Anstoss zur Errichtung von Tabernakeln scheinen im Elsass in Einzelfällen Erlasse der kirchlichen Behörde gegeben zu haben. In St. Leonhard wurde z. B. auf Verordnung des Dompropstes Maximilian Heinrich vom 4. Oktober 1667 das Sakramentshäuschen durch einen Altartabernakel ersetzt.

Die meisten blieben, nachdem sie ersetzt waren, erhalten und dienten dann oft zur Aufbewahrung der heiligen Oele und Gefässe. Erst in den Stürmen der grossen Revolution verschwanden im Elsass viele dieser herrlichen Zeugen mittelalterlicher Volksfrömmigkeit und kunstbefruchtender Gottinnigkeit. So wurde das aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammende, einzigartig schöne Sakramentshäuschen in der Klosterkirche zu Walburg in der Revolutionszeit abgebrochen. Die Trümmer lagen lange in einem Garten herum, bis schliesslich auf Betreiben von Chanoine Straub dieselben wieder zusammengestellt und die fehlenden Statuetten ergänzt wurden. Die Statue der hl. Barbara trägt die Jahreszahl 1484, und eine Inschrift über einem Wappenschild verrät uns den Namen des Meisters Clemens von Badenweiler. Das Ganze ist sehr graziös gearbeitet und wirkt mit seinem edlen Formzauber überaus erhebend. Es ist neben dem prachtvollen Sakramentshaus von St. Georg in Hagenau das schönste Denkmal dieser Art im Elsass. Der Kunsthistoriker Kraus schreibt darüber: «Der ausserordentlich kunstvoll gearbeitete und wohlgedachte Fuss zeigt die Standbilder der Heiligen Georg, Barbara, Johannes des Tüfers, Margaretha oder Clara. Auf diesem Piedestal ruht das eigentliche Sakramentshaus, vier Fenster mit geradelinigem Sturz zeigend, die von vier mit den kleinen Statuetten der Evangelisten geschmückten Pfeilern getrennt sind. Ueber dem Fensterkreuz steigt eine dreifache Reihe von spätgotischen Baldachinen auf. Der darüber aufragende, von Astwerk um-



Das Sakramentshäuschen in Hagenau (St. Georg), 1523 errichtet von Friedrich Hammer



Tür eines Sakramentshäuschens mit dem Rappolsteiner Wappen (Museum Colmar)

stellte Pfeiler trägt die fast lebensgrossen Statuen Christi und der Madonna, sowie der hl. Walpurgis, die den Aebtissinstab in der Rechten, die Flasche mit Salböl in der Linken hält. Auch diese Figuren sind von Baldachinen überschattet. An der Fortsetzung des Stockes sieht man die kaum erkennbaren, kleinen Gestalten eines Abts und einer Aebtissin, ganz oben musizierende Engel. Die Höhe des Ganzen beträgt 36 Fuss.»

Grösser noch ist das Sakramentshaus von St. Georg zu Hagenau, das 1523 vollendet wurde: eine imposante, tiefdurchdachte und sehr reiche Architektur, die mit höchster Kunstfertigkeit entzückend ausgeführt ist, aber doch vom Walburger Sakramentshaus durch die reine Klarheit der Zeichnung und die graziöse Eleganz der Form übertroffen wird. Prachtvoll wirkt auch das mit zierlicher Leichtigkeit hochstrebende, spätgotische Sakramentshaus zu Sulzbach, das interessanteste und schönste im Oberelsass. Der Aufbau erreicht die Höhe von 18 Fuss und ist mit den Statuetten des Erlösers und der Madonna geschmückt. Das Ganze wird von einem Christophorus mit Kind getragen. Am Fuss bemerkt man die Embleme der vier Evangelisten. Zwei Engel halten Fahnen, und ganz oben schweben betende Engel. Das alte Eisengitter des Tabernakels ist sehr reich gearbeitet.

Wir können hier der Architektur der übrigen im Elsass erhaltenen einfachen und reichen Sakramentshäuschen nicht nachgehen, um ihr unermüdeliches Spiel mit den Stilelementen der Gotik dar-

zulegen. Die Steinmetzkunst schenkte unsern Sakramentshäuschen fast durchweg grosse Liebe und Aufmerksamkeit und feierte in vielen Fällen wahre Triumphe ihres Könnens. Sie blendete Zierden an und flankierte gewöhnlich die Wandnischen mit Spitztürmchen (Fialen), die mit Ziergiebeln über den Bögen (Wimpergen) verbunden sind. Die grössten und schönsten wurden zu turmartigen, mit der Wand verbundenen Gehäusen weiterentwickelt, in Fialen ausladend, die hoch bis an das Gewölbe ragen. Ja, der Uebermut der Bildnerei liess sie sogar höher als die Kirche, wie die Spitze einer ins Unendliche wachsenden Pflanze, emporschiessen und oben umbiegen, so in Altbreisach. Galt es doch, dem Allerheiligsten eine würdige Wohnung zu bereiten. Da war auch dem mittelalterlichen Baumeister und Steinmetzen kein Lobspruch gross genug, wie es das heilige Lied kündet:

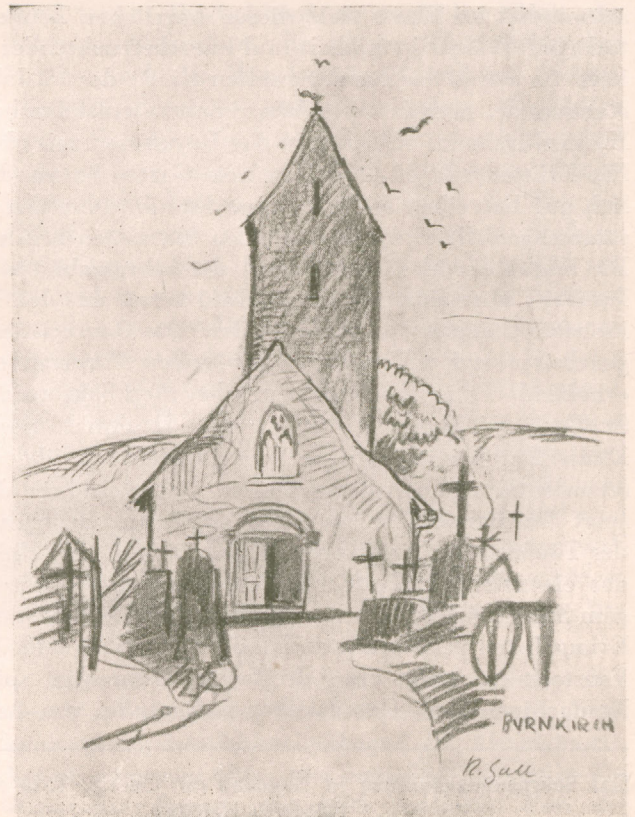
Quantum potes, tantum aude,  
Quia maior omni laude.

Preise nur nach allen Kräften,  
Denn kein Lobspruch kommt ihm gleich.

Quod non capis, quod non vides,  
Animosa firmat fides.

Was du nicht begreifst, was du nicht siehst,  
Bestätigt der innige Glaube.

An den Inhalt und die Bestimmung der Sakramentshäuschen erinnert ihr ornamentaler und fi-

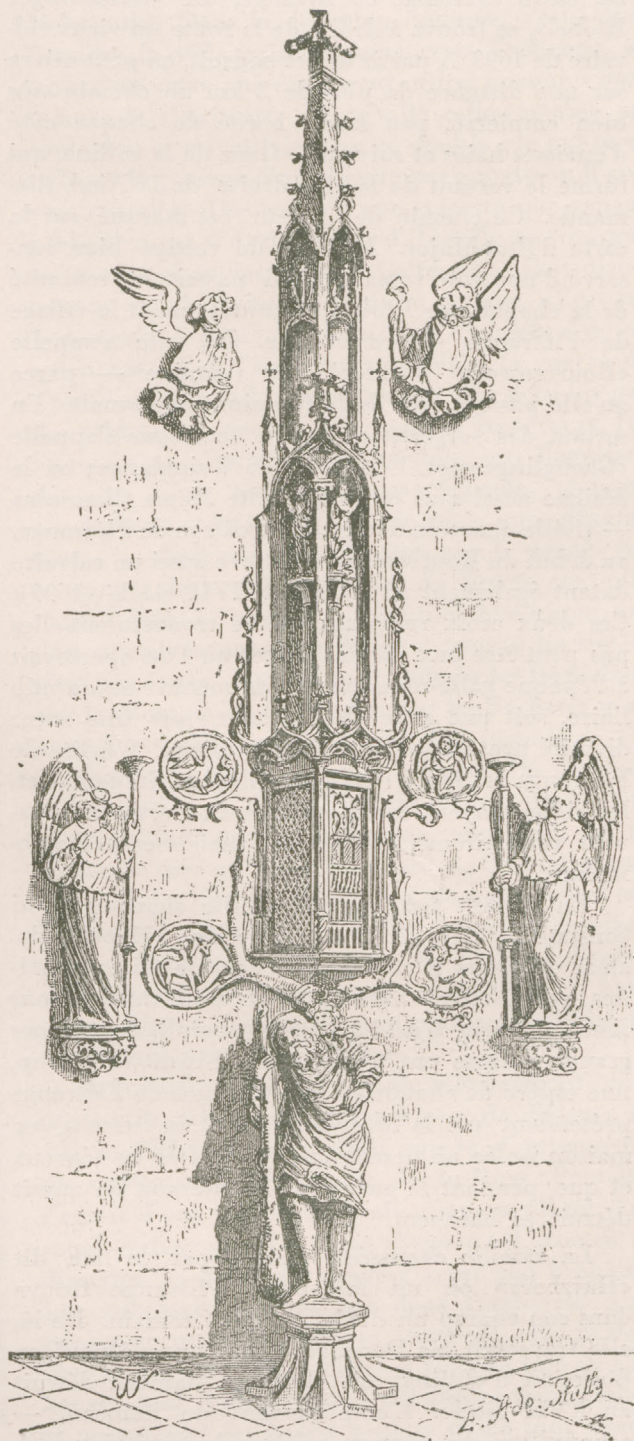




gürlicher Schmuck, so zu Rittershofen unter den Ornamenten das Kreuz und drei Nägel daneben, zu Appenweier (Kreis Colmar) das Veronikabild, das die Nische schmückt, zu Pfaffenheim die Mater dolorosa und der Evangelist Johannes, zu Lümschweiler das zwei anbetende Engel darstellende Gitter und oben die Inschrift «*Ecce panis angelorum*». Das Sakramentshäuschen zu Mutzenhausen zeigt im Relief ein «*Agnus Dei*», dieselbe Inschrift trägt auch der Wandtabernakel zu Neuweiler und zu Illfurt (Burnkirch). Grosse, künstlerische Sorgfalt wurde immer auf die Gestaltung der schmiedeeisernen Türchen und Beschläge verwendet. Die Türe des Sakramentshäuschens im Colmarer Schongauer-Museum, die unsere Abbildung zeigt, ist ein herrliches Meisterwerk elsässischer Schmiedearbeit des 15. Jahrhunderts mit dem Rappoltsteinischen Wappen. Das doppelte Hattstatter Wappen zeigt auch die Sakramentsnische zu Hattstatt.

Die Entwicklung und immer reichere Ausgestaltung der Sakramentshäuschen, in denen der in der Hostie enthaltene göttliche Leib aufbewahrt und zugleich gesichert zur Schaustellung und Anbetung aufgestellt werden sollte, hängt, wie wir allenthalben sehen, ohne Zweifel mit dem zu Beginn des 14. Jahrhunderts eingeführten Fronleichnamsfest zusammen. Das hochheilige Sakrament war damals so recht der Quellgrund des mittelalterlichen, religiösen Lebens. Aus ihm strömte die Fülle mittelalterlich-frommer Lebensweisheit und Lebenskraft, jene tiefgläubige, innige Versenkung in Gott und jene grossartige, künstlerische Entfaltung, die in der Architektur durch einen gewaltigen seelischen Aufwärtstrieb die Schwere des Materials spielend überwand. Auf diesem Nährboden ist die treffliche Kunst der elsässischen Sakramentshäuschen aufgegangen und zur Blüte gereift. Die Kirche hat damals das ihrige getan, wie der Strassburger Mystiker Johannes Tauler im 14. Jahrhundert in einer Predigt darlegte, «*dass wir gereizt und gemahnt werden zu einer neuen, sonderlichen Ehrwürdigkeit, dem würdigen Fronleichnam mit neuer Andacht Ehre zu erbiehen . . . und darum auch die Menschen auswendige Werke und Gezierde, die Würdigkeit zu beweisen, die sie zum würdigen Sakrament haben, in vielen Weisen*». Das Mittelalter beugte seinen Menschenverstand gläubig der eucharistischen Gotteskraft, drum wurde auch in ihm um dieses eucharistischen Glaubens willen jenes Grosse und Erhabene lebendig, wie wir es in der hinreissenden, künstlerischen Formensprache unserer Sakramentshäuschen ehrfurchts-

voll bewundern: die lebensvolle, glaubensstarke Verbundenheit mit Gott und das süsse Geheimnis des Christenherzens, von dem der hl. Augustinus das schöne Wort sprach: «*Ich bin in Gott, was gibt es Stärkeres? Gott ist in mir, was gibt es Süsseres?*»



Das Sakramentshäuschen in der Kirche von Sulzbach

## Notice historique sur Elvange et Flérange

Par E. Bergthol

En venant de Faulquemont par la route G. c. 84, entre Créhange et Elvange, au «Kriechinger Hiebel», se trouve à droite de la route un vieux calvaire de 1693. A partir de cet endroit, on peut suivre sur une distance de plus de 2 km un chemin très bien empierré, peu large, bordé de chaque côté d'épaisses haies et suivant le flanc de la colline, qui forme le versant de la rive droite de la Nied allemande. Ce chemin de hauteur est marqué sur la carte d'Etat-Major. Il s'agit du vestige bien conservé d'une voie romaine, qui passait à proximité de la chapelle de Plinter et qui traversait le village de Flérange et ses vergers. Là, elle s'appelle «Bourrenweg» — chemin de fontaine — parce qu'elle passe à côté de la fontaine communale. En sortant des vergers, le chemin rectiligne s'appelle «Gaenglingaweg» — chemin de Guinglange; on le désigne aussi sous le nom d'«alte Metza Chaussée» — vieille chaussée de Metz. Au village de Flérange, au début du Bourrenweg, se trouve aussi un calvaire datant également de la fin du XVII<sup>e</sup> siècle (1699). Ces deux croix rustiques, ne se trouveraient-elles pas peut-être aux mêmes places où l'on apercevait à l'époque gallo-romaine soit un menhir ou un milliaire, soit une stèle de Mercure, soit une autre divinité protectrice du cursus publicus? L'église de Flérange est placée sous le vocable de St-Martin et, les villages ayant comme patron St-Martin se trouvent ordinairement le long d'anciennes voies romaines.

En suivant toujours «la vieille chaussée», j'ai constaté au lieu dit «Lustgaten» une «Maecherei», amas de pierres avec des fragments de tuiles romaines; sur le terrain même, j'ai recueilli deux tessons lisses en terra sigillata. Sur cet emplacement mes grands parents ont trouvé, en cultivant le champ, une espèce de chaudron. Les habitants de Flérange prétendent que la Maecherei serait la ruine d'une maison isolée où demeuraient autrefois les lépreux et que, pendant la guerre de Trente ans, on aurait détruit ce bâtiment.

La «vieille chaussée» passait par le lieu dit «Harzberg» où un laboureur d'Elvange trouva dans son champ un denier d'argent romain. De là, elle traversait «la Dourbach» par un gué pavé en direction d'«Idling» ou «Edling», hameau détruit au XVII<sup>e</sup> siècle. L'emplacement du hameau, — aujourd'hui des champs cultivés du territoire d'Elvange, — porte toujours le même nom. Et mainte-

nant, notre promenade archéologique s'arrête. Aller sur le territoire de Guinglange me conduirait trop loin!

Retournons à la chapelle de Plinter; — le patois germanique de la région la désigne comme «Plaintacoppel». Je me souviens très bien que ma mère me racontait souvent la légende suivante: A l'endroit où se trouve aujourd'hui la chapelle, il y avait autrefois une forêt riche en gibier de toutes sortes; on y plaçait même des ours. Un beau jour, un aveugle chassait dans cette forêt! Comment pouvait-il le faire? Il était sans doute en compagnie d'autres chasseurs. Tout à coup l'aveugle se sentit guéri et aperçut dans le tronc creux d'un vieux chêne l'image d'une madone. Pour témoigner sa reconnaissance, il fit construire à cette place la chapelle bien connue dans la contrée sous le nom précité. J'ai entendu parler aussi d'un puits, comblé aujourd'hui, dont l'eau devait avoir un effet curatif pour certaines maladies des yeux.

Suivant cette légende, la signification de la chapelle serait «chapelle des aveugles», mais il ne s'agit pas de cela. M. F. Dosdat a donné l'explication étymologique du mot «Plinter». Ses plus anciennes formes sont «planter» (1246) et «planteyre» (1347); elles proviennent sans doute du mot latin plantaria, mot qu'on trouve dans le nom d'une ancienne commune aujourd'hui annexée à Metz. «Plantières» ne signifie autre chose que plantation. Je remarque encore que dans les régions méridionales de langue allemande, on employait autrefois les termes «in dem Pflenzler, zu Plentzer» pour désigner des plantations de vignes et de houblon. (F. Dosdat, *Etymologische Wanderungen*, dans: *Voix de Lorraine* 1932, Nr. 9.)

Près de la chapelle se trouvait autrefois une ferme avec des terres dont l'ancien monastère de Longeville-lès-St-Avold, les Bénédictins de Saint Martin Glandières, était le propriétaire. Fait curieux: Les terres de la ferme disparue, appartenant aujourd'hui au ban d'Elvange, forment le canton dit «Plénerat». Ce nom mérite également une explication. La dernière syllabe at, existant dans le patois de la région comme mot ne signifie autre chose que fosse, canal, souterrain, mais cette interprétation n'a pas de sens. «Plénerat» c'est le mot plantaria, mal prononcé et orthographiquement déformé au cours des siècles.

«L'étymologie est possible, mais elle n'est pas certaine» pour me servir d'une expression de Maber, il faut dire qu'ici les constatations archéologiques faites aux alentours complètent et confirment les données philologiques.

De l'emplacement de la chapelle, on a devant soi un magnifique panorama. Juché sur le sommet, ce petit sanctuaire regarde la vallée riante de la Nied, ses alentours et la vue se perd, enfin, aux limites des régions très éloignées. Ce beau coin de terre lorraine me rappelle les vues splendides du Mont Hérapel, de Sion-Vaudémont. On sait que ces lieux baignés de lumière, où l'oeil embrasse toute une contrée et d'où l'on admire des horizons lointains étaient les sites déjà préférés par les Gaulois pour le culte de leur divinités. Ce fait caractéristique et le passage à proximité d'une voie romaine ainsi que le nom donnent à réfléchir.

Du haut de ce beau versant de la rive droite de la Nied allemande, on aperçoit directement «die grosse Maccherei im Ham». Cet amas formidable de pierres est le reste d'un important bâtiment de l'époque gallo-romaine, signalé comme une des premières villas de cette période dans notre département. La distance entre la chapelle et les substructions gallo-romaines est insignifiante; elle n'est même pas de 2 km. Le mot «Ham» est la modification, le dérivé du mot attique «cambo»; il nous révèle l'importance de la construction gallo-ro-

maine. Cambo signifie courbe, courbure et péninsule et, en effet, ici la Nied fait entre Créhange et Elvange une énorme sinuosité. Précisément en face de l'antique construction, situé sur un monticule pour être protégé contre les débordements et les inondations du ruisseau se trouve un gué dont on fait usage encore aujourd'hui. C'est la «Furt im Judenpul». Dans la direction opposée, c'est-à-dire derrière la villa gallo-romaine, vers Créhange, se trouve un autre gué également utilisé et connu sous le nom de «Laijtfurt». De la villa gallo-romaine, on contrôlait et surveillait donc un double gué qui nous indique le passage d'un chemin préromain ou d'une voie romaine. Des traces d'une voie antique venant probablement d'Arriance ou d'Hémilly se trouvent au canton «Langlaengden». Cette voie allait directement au «Schissberig» et de là au gué «Furt im Judenpul». L'explication du mot «Schissberig» est «montagne d'où l'on a tiré» pendant la guerre de Trente ans. La villa, ou plutôt la ruine occupée par des soldats espagnoles, donc par les Impériaux, fut attaquée par l'ennemi, les Suédois, qui l'auraient détruite. C'est sans doute une légende, mais ne constatons-nous pas une fois de plus, que presque toutes les destructions sont mises par le peuple sur le compte de la terrible guerre de Trente ans? De l'autre côté, la parcelle de vérité historique qui s'est conservée par la tradition à travers les siècles n'est pas à nier. Il suffit de remplacer les Impériaux par les Romains et les Suédois par les Barbares pour avoir fort probablement le vrai fait historique.

Quoi qu'il en soit, et, en ce qui concerne l'époque et la manière de destruction de cet important bâtiment gallo-romain en forme de rectangle, on ne saurait le dire qu'après des fouilles. On voit encore très bien les murs de fondation, de nombreuses tuiles plates à rebords et des tuiles creuses. L'emplacement a livré outre des tessons de poteries diverses et des fragments d'une amphore. De plus, un habitant d'Elvange possédait une pointe de flèche en fer trouvée près de ces ruines.

A l'occasion de travaux de terrassement pour la pose de câbles, on trouva à peu de distance du village d'Elvange, à l'endroit appelé «Cantamuehl» des voûtes au-dessous du lit de la Nied. Peut-être s'agit-il d'une espèce de petit pont ou plutôt d'un canal souterrain. Le cours d'eau a-t-il changé de direction au cours des siècles? C'est peu probable. Les villageois ne sont pas dans l'embarras pour expliquer cette découverte curieuse. Ils parlent d'un souterrain reliant l'ancien château fort de Créhange, dont il reste encore des ruines importantes, et notamment les beaux vestiges d'une tour ronde, avec celui de Hêlfedange intact, commune de



Mory d'Elvange 1738—1749

Guinglange. Ce fameux souterrain, dont les voûtes ont été récemment découvertes sous la Nied, daterait alors du Moyen-Age. La distance entre les deux lieux me paraît pourtant trop grandé. Le souterrain supposé devrait avoir au moins une longueur de 6 à 7 km. Comme je l'ai déjà indiqué, le lieu de la découverte de la voûte souterraine s'appelle «Cantamuehl». Autrefois il y avait donc là un moulin, mais on n'en voit plus la moindre trace. Le nom seul suffit peut-être pour résoudre l'énigme.

La première partie du nom composé «Cantamuehl» paraît être un mot celtique. «Canta» rappelle les termes gaulois *canto*, *cando* qu'on rencontre dans les noms de cours d'eau; ils signifient brillant, blanc. De nombreux cours d'eau s'appelaient *Cantara* (*Candara*). Rien ne s'oppose à voir en *canta*, respectivement *canter* le *cantara* celtique. Le cours d'eau au lieu dit «Cantamuehl» est la Nied. *Cantara* n'était-il pas peut-être le nom du ruisseau ou bien sa désignation sur un certain parcours, d'au moins à ce lieu aux temps préromains? A proximité est située une grande prairie nommée «Wissen» où jaillit une source. (P. E. Kiffer, *Les noms de rivières de la Lorraine*, dans: *L'Ecole Lorraine* 1935, Nr. 16.)

La provenance latine du mot «canta» n'est pas excluse non plus, au contraire: du mot latin *cantare* vient le verbe chanter. La romanisation intense de la vallée de la Nied, notamment de ce coin qui nous intéresse particulièrement, est hors de doute; le fait seul de la frontière linguistique si proche le prouve.

«Canta» est-il peut-être le nom de l'ancien propriétaire du moulin, du meunier, donc un nom propre? Ce n'est guère possible; c'est même invraisemblable. Une comparaison avec des noms de moulins du canton de Faulquemont situés aux bords de la Nied suffit à dissiper les doutes. Au territoire de Faulquemont se trouvent la *Blaumuehl* (moulin bleu), la *Fiermuehl* (moulin à vapeur), tous deux désaffectés depuis longtemps; viennent ensuite la *Kriechingamuehl* (moulin de Créhange); la *Péffamuehl* (moulin à poivre) entre Créhange et Elvange qui tombe en ruine; la *Neumuehl* (moulin neuf) près de Guinglange, etc.

Les constructions découvertes à la «Cantamuehl» datent fort probablement de l'époque gallo-romaine. D'ailleurs les mots *Plintercoppel*, *Plénterat* et *Cantamuehl* ne sont-ils pas des indices indiquant une romanisation intense autrefois de la vallée de la Nied? Les voies et vestiges romaines prouvent le même fait.

Le Moyen-Age et les siècles suivants ne sont pas passés inaperçus pour ce beau coin de Lorraine; ils ont laissé quelques rares, mais intéressants témoignages. Ce sont surtout des pièces de monnaies. En 1858, on trouva un petit trésor de monnaies d'un évêque de Metz. «Dans les environs l'Elvange, en labourant son champ, un cultivateur vient de découvrir dans un pot brisé une vingtaine de gros messins en argent d'une très belle conservation, frappés au coin de Thierry Boppard, évêque de Metz au XIV<sup>e</sup> siècle» (*Revue d'Austrasie* 1858).

Au village même, on trouva avant 1870, en creusant les fondations d'une maison, un récipient rempli de pièces moyenageuses. L'heureux propriétaire s'empressa de vendre sa découverte pour une somme qui lui permit de payer entièrement les frais de construction de sa maison. Cette importante découverte ne fut jamais signalée à une société savante et les pièces ont certainement disparu dans le creuset d'un orfèvre. On connaît seulement l'emplacement exact de cette trouvaille. C'est le terrain où se trouve la dernière maison du village à droite du chemin conduisant à Mainvillers. Cette partie du village s'appelle «Elsaes» — Alsace —, nom sans doute motivé et dont je recherche l'origine.

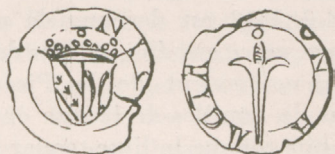
La découverte précitée pouvait avoir une grande valeur historique et numismatique et aurait peut-être pu éclaircir et résoudre un problème concernant l'atelier, c'est-à-dire le lieu de frappe de certaines pièces épiscopales de Metz. Il s'agit des monnaies de l'évêque Thierrri III (1164—1171). Voici la description d'une des pièces dont les numismates supposent comme lieu d'atelier mon village natal. «TEODERIC dans un grênetis; au centre St-Etienne à mi-corps, tourné à droite, tenant de la main droite une longue palme qu'il appuie à son épaule, de la gauche, le livre des évangiles. Revers: OELV — — CI ou ELV — — GI entre deux grênetis; au centre une croix à branches évasées en tulipe avec un point au premier canton et au quatrième, une étoile au second et au troisième; un anneau commence la légende (Fig. A).

La légende est incomplète; il manque une ou deux lettres, fait à constater fréquemment dans les légendes des pièces moyenageuses. La lecture de la légende du revers complétée serait la suivante: ELVICI ou ELVING. Elvange se disait ELVINGA en 1307 et ELVINGEN en 1477.

En parlant toujours des monnaies, je mentionne encore deux pièces en argent, l'une trouvée au lieu dit «Furbeschten» par ma sœur et l'autre dans le voisinage. La première est une monnaie lorraine, la seconde une pièce de la ville de Bâle.



A



B



C

155  
19



· DE · MORY · D'ELVANGE

1) [A]NT[H]O[NVS] ---- écu partie de Lorraine et de Bar. Revers: [M]ON[ET]A [F]ACT[A] ---- épée en pal. Il s'agit donc d'une pièce d'Antoine, duc de Lorraine 1508—1544 (Fig. B).

2) † MONETA ° NO' BASILIE' écusson avec baselstab. Revers: † SALVE ° REGINA ° MISE' (RICORDIÆ) une croix. Cette monnaie d'une parfaite conservation date de la seconde moitié du XV<sup>e</sup> siècle (Fig. C).

D'Elvange provient aussi la belle matrice de sceau en laiton de la fin du XVI<sup>e</sup> ou du commencement du XVII<sup>e</sup> siècle dont j'ai donné une description et interprétation détaillées (Revue historique de la Lorraine 1934, Nr. 1).

Le bon vieux qui me confiait l'intéressante matrice de sceau me fit aussi cadeau d'une taque de cheminée très rare ainsi que d'une pièce d'argent du XVIII<sup>e</sup> siècle.

LVD . XV . D . G . FR . ET . NAV . REX buste du roi Louis XV à gauche. Revers: SIT NOMEN DOMINI BENEDICTVM 1726; écu oval des Bourbons entre des branches de laurier, surmonté de la couronne royale.

Il faut que je dise encore un mot de la taque datant de 1603. Il est regrettable que la partie inférieure ne soit pas aussi bien conservée que le reste. Heureusement le sujet en lui même est presque intact. Représenté en fonte, il est une des plus émouvantes scènes du Nouveau Testament: le dernier jugement. Le style est celui du XVI<sup>e</sup> siècle, autrement dit de l'époque de la Renaissance. La

scène s'adapte visiblement au texte de l'Apocalypse de St-Jean, chapitre 20 et 21. Le souvenir, l'inspiration des xylographies de certaines feuilles volantes pamphlétaires et satiriques est facile à reconnaître et l'esprit de la Réforme y domine avec toute sa force. Comment cette très belle pièce rarissime a-t-elle pu s'égarer en Lorraine? Provenant d'une vieille maison de la partie du village nommée «Elsaes», elle fut peut-être apportée par des émigrés venant d'Alsace.

Les documents manuscrits concernant le passé d'Elvange sont intéressants et nombreux. Cette fois, je ne parle pas des parchemins du Moyen-Age, mais je mentionne seulement le livre-terrier datant de la fin du XVII<sup>e</sup> siècle, conservé aux Archives départementales de la Moselle à Metz. Ce document écrit, d'une grande importance pour l'histoire locale, a été étudié et publié (E. Bergthol, Le livre terrier de la commune d'Elvange de 1697. Voix de Lorraine 1934, Nos. 2, 3).

En 1697, on a procédé à un nouveau arpentage du ban d'Elvange, travail absolument nécessaire partout dans notre région à cause des dévastations et de la dépopulation résultant des ravages de la terrible guerre. De 1697 date aussi une des plus anciennes maisons du village; je n'en connais pas une autre du même genre. Dans cette construction, le bois de chêne a joué un grand rôle parce qu'il était gratuit à cette époque pour cet emploi. Les jambages des portes et fenêtres sont aujourd'hui en belles pierres de taille; jadis on n'a utilisé pour eux

exclusivement le bois de chêne, même pour les planchers et la charpente du toit. On trouve plus ou moins du bois de chêne aussi dans les cloisons à l'intérieur de la maison. Les charpentiers avaient donc autant, sinon plus à faire que les maçons; des noms d'artisans de la dite époque ainsi que leurs signatures, remplacées par des signes symboliques, nous sont conservées dans le document précité.

En ce qui concerne les matériaux de construction des maisons, le temps a apporté des modifications. Personne ne pense plus aux jambages de portes et de fenêtres en bois de chêne; ils sont remplacés depuis longtemps par la pierre et récemment même par le béton. Le prix du bois de chêne ne permet plus de l'utiliser pour la construction des charpentes et des planchers; à sa place, on se sert du bois de sapin.

La maison en elle-même, c'est-à-dire sa forme extérieure n'a pas changé. Ce sont encore exactement les mêmes bâtiments qu'au XVII<sup>e</sup> siècle. Pour s'en convaincre, on n'a qu'à regarder la superbe eau-forte de notre immortel maître et compatriote Jacques Callot, «La foire de Gondreville» datant de 1624. La partie la plus caractéristique est le toit. D'une faible pente et couvert de tuiles creuses, — imbrices des Romains, — ces toitures imbriquées sont donc d'origine romaine. Elles donnent aux maisons l'aspect des bâtiments méridionaux.

L'archéologue et l'historien savent les apprécier; ce sont pour eux d'excellents indices et guides. Les régions avec des toitures imbriquées ont été les plus latinisées et elles sont restées imprégnées de l'esprit latin à travers les siècles jusqu'à nos jours. N'est-il donc pas tout à fait logique de trouver là, où le toit romain domine encore, les tronçons des voies et bien d'autres vestiges romains? Ces toits romains donnent à la région un cachet particulier et c'est avec regret qu'on les voit disparaître lentement.

Heureusement un bon nombre de maisons de mon village natal possèdent encore leurs toitures imbriquées, mais pour combien de temps encore? Il n'y a pas bien longtemps, on pourrait encore voir plusieurs de ces vieilles maisons dans l'«iwaschte Réih»; je me souviens d'en avoir vu deux. Celle

dont j'ai parlé est encore intacte; l'autre, au contraire, a un aspect moderne depuis quelques années.

Le livre-terrier et la plus ancienne maison d'habitation portent la même date; cette coïncidence nous explique le fait suivant: A ce moment on construisait certainement un bon nombre de maisons. L'ancienne population du village, sans doute fortement décimée pendant les tristes années de 1618 à 1648 est devenue de nouveau assez nombreuse, grâce aux émigrations de l'intérieur de notre pays, notamment de la Picardie. Beaucoup de noms de familles de la dite époque sont des noms français comme le livre-terrier le prouve. Au point de vue de la langue, le bilinguisme a dû exister avec une prédominance de la langue française; aujourd'hui c'est un patois germanique qui domine. Pourquoi? Beaucoup de familles de langues françaises quittaient le village, soit à la suite de mariages, soit pour d'autres causes. Ainsi, le noyau de personnes se servant du patois devenu de nouveau le plus fort, s'assimila les autres.

Si la plus ancienne maison d'habitation date de la fin du XVII<sup>e</sup> siècle, on trouve encore à Elvange un bâtiment plus ancien, construit vers la moitié du XVI<sup>e</sup> siècle. C'est la demeure seigneuriale de la famille de Mory. Pour clore mon étude, je pense à un de mes prédécesseurs, au célèbre numismate et historien François-Dominique de Mory d'Elvange. Comme je viens de le dire, son château bien connu sous le nom «Schloss» existe toujours; malheureusement la façade commence à perdre son aspect antique. Si chaque villageois connaît très bien la grande maison de campagne de l'infortuné érudit, il n'en est pas de même de son portrait. Peu d'habitants d'Elvange doivent savoir que le Musée historique lorrain de Nancy conserve un portrait dû au crayon de l'artiste Thorelle. Monsieur Edmond des Robert, Président de la Société d'Archéologie lorraine, a été très aimable en faisant photographier ce portrait. Je le remercie une fois de plus en toute sincérité. Il m'est bien agréable de pouvoir donner à mes chers lecteurs et particulièrement aux habitants de mon village natal la reproduction de l'image de ce savant. Je ne saurais mieux faire pour honorer son souvenir.



# Merkwürdiges aus alter Zeit

Von Dr. Medard Barth

## Die schwebenden Gärten von Ichtratzheim

Nach dem bei Geispolsheim liegenden Dorf Ichtratzheim nannte sich die adelige Familie Albertini. Sie stammte aus Italien. Seit 1624 gehörte ihr Ichtratzheim als bischöfliches Lehen. Begründet wurde der elsässische Zweig der Familie durch Ascanio Albertini († 1639), der auch das alte Schloss von Ichtratzheim neu baute. Sein Name begegnet uns oft in der Geschichte des Dreissigjährigen Krieges. Eine nicht unbedeutende Rolle hat er besonders im Elsass gespielt. Wie Ossa stand auch Ascanio Albertini als Oberst im Dienst des Kaisers. 1625 war er bischöflicher Amtmann von Benfeld, im Dezember 1626 wurde ihm die Stelle eines Statthalters der Landvogtei Hagenau übertragen. Das Amt Hochfelden besass er 1622 als Pfand, das 1632 in ein Lehen verwandelt wurde. Erzherzog Leopold ernannte ihn durch Patent vom 3. Januar 1632 zum Festungskommandanten von Breisach. Schon im folgenden Jahre musste er dieses Amt niederlegen. Ihm folgte in gleicher Eigenschaft sein Landsmann Hans Heinrich von Reinach. Diese Ernennung hatte König Ferdinand am 9. September 1634 im Feldlager bei Nördlingen vorgenommen. Auf dessen Befehl wurde Ascanio Albertini im Februar 1635 zu Breisach durch Heinrich von Reinach verhaftet, weil der Verdacht bestand, dass er mit dem Feinde, d. h. den im Lande hausenden Franzosen, liebäugle. Er zählte damals 55 Jahre. Am 5. Oktober 1636 verfügte König Ferdinand die Freilassung Albertinis. Nach Zahlung eines Pfandgeldes verliess der seit einiger Zeit kränkelnde Oberst am 27. Oktober 1636 Breisach. Drei Jahre später holte ihn schon der Tod heim. Auf Clauss (Histor.-topograph. Wörterbuch des Elsass, unter: Ichtratzheim), Sitzmann (Dictionnaire de biographie des hommes célèbres de l'Alsace I, 835 f) und Ellerbach (Der Dreissigjährige Krieg im Elsass, II und III) fussen unsere biographischen Angaben. Wir folgten fast durchweg letzterem, da der Quellencharakter seines Werkes die beste Gewähr bot.

Ausser dem Schloss zu Hochfelden besass Ascanio Albertini auch das zu Ichtratzheim. Beide ersetzte er durch einen Neubau. Sein Hauptinteresse galt begreiflicherweise dem «Stammschloss» in Ichtratzheim. Dessen schwebende Gärten, die Albertini ebenfalls hatte anlegen lassen, machten im 17. Jahrhundert viel von sich reden. Der grosse Dichter Jakob Balde (1604—1668), der bekanntlich

aus Ensisheim stammt, hat ihnen sogar eine lateinische Ode gewidmet.

Dass diese Berühmtheit im Elsass ganz in Vergessenheit geraten konnte, ist gewiss auffallend. Einen Hinweis darauf fanden wir in einem Werk, das sich mit den Kunstdenkmälern der nahen Pfalz befasst. Da es von einem Fachmann herausgegeben wurde, halten wir es für das beste, dessen Ausführungen im Worthaut hier wiederzugeben. Sie lauten:

«Die Ueberreste des gräflichen Lustgartens mit seiner Terrasse (Schloss Blieskastel in der Pfalz), welche wohl hundert Jahre vor dem Neubau des Schlosses angelegt worden sein kann, machen es wünschenswert, den Namen des Baumeisters zu erfahren. Ist hierüber auch nichts bekannt, so liegt doch die Frage nahe, welcher auswärtige Lustgarten hier nachgeahmt worden sein könnte. Was den letzten Teil der Frage betrifft, so denkt man zunächst an den Garten des Heidelberger Schlosses oder den des Herzogs Albert in München. Die berühmtesten derartigen Lustgärten waren im 17. Jahrhundert die sogenannten schwebenden, d. h. auf Schwibbogen ruhenden (wie in Blieskastel) Gärten des Askanius Albertini (1622—1640) von Ichtratzheim in diesem Dorfe, welches im Distrikt Geispolsheim bei Strassburg liegt. Der bekannte Dichter Jacob Balde, S. J., gestorben 1668, hat in der 20. und 22. Ode des zweiten Buches seiner lateinischen Oden die Gärten auf Schwibbogen (*horti pensiles*) des Herzogs Albert von Bayern in München (Balde hat hier einige Zeit gewirkt) und die des Askanius Albertini in Ichtratzheim besungen. Aus seinen Versen kann man sich eine Vorstellung machen, wie der Lustgarten im 17. Jahrhundert in Blieskastel ausgesehen haben mag. . . » (Vgl. Die Baudenkmale in der Pfalz. III, Ludwigshafen a. Rhein 1893 und 1894, S. 161).

## Die Wunderglocke von St. Nabor

Es geht die Sage, dass Hugo, ein Graf bzw. Herzog von Burgund, im Jahre 803 von Karl dem Grossen kostbare Reliquien zu Geschenk erhielt. Diese wollte er nun einer heiligen Stiftung zuwenden. Zu dem Zwecke liess er ein mit silbervergoldeten Platten belegtes und reich verziertes Kreuz fertigen, in das er die Reliquien verbarg. Alsdann lud er dasselbe auf ein Kamel und befahl fünf von seinen angesehensten Rittern, dem Tiere freien Lauf zu lassen und ihm zu folgen. Es hielt zuerst in

St. Nabor stille, und man bezeichnete den Ort später durch eine Kapelle. Sodann stieg es das Tal aufwärts und gelangte nach Niedermünster, einer Gründung der hl. Odilia. Diese Abtei kam somit in den Besitz des berühmten Kreuzes.

In der Neuausgabe des Odilienlebens von Gebwiler (1521), welche Johann Schuttenheimer, Pfarrer von Ottrott und St. Nabor im Jahre 1597 besorgte, bemerkte letzterer ergänzend (S. 73), dass «noch heutigtag auf dem Weg im Walde, in einem harten Felssen ein Tritt gezeigt wird, welchen das Cämelthier soll getreten haben». Der Sage nach trug das Kamel ein Glöcklein am Halse. Auf mittelalterlichen Darstellungen des Niedermünsterschen Kamels ist sie festgehalten. So sieht man auf steinernen Wegkreuzen, auf einer Fahne und einem Siegel der Aebtissin Susanna von Ratsamhausen, welche seit 1411 Niedermünster leitete, das Kamel mit dem Glöcklein am Halse (Abb. in: Albrecht, Anführungen der Wahlfarter auf den hl. Odilienberg. Strassburg 1735, 50/51).

St. Nabor gehörte früh zum Besitz der Abtei Niedermünster. Hier hatte sich schon das Kamel, wie die Sage meldet, bei der Kapelle des hl. Märtyrers Nabor, «als wolte es vorbegehend diesen Heiligen verehren, auff die Knye gesetzt». Später wurde nun, wie Schuttenheimer, Pfarrer von Ottrott und St. Nabor, im Jahre 1597 schrieb, das Glöcklein des Kamels «in die Glocke zu St. Nabor gegossen und so weit man dieselb Glock hört leuthen, schlecht (= schlägt) kein Hagel». (Gebwiler-Schuttenheimer, Hystorie der hl. junckfrawen Otilie. Freiburg i. Breisgau 1597, S. 73 Anmerkung b).

Wie es zur Entstehung dieser Sage kam, ist uns schwer zu zeigen. Im Mittelalter, ja bis in die neueste Zeit herein, war es auch im Elsass Brauch, gegen drohende Gewitter die Glocken zu läuten. Die Macht der bösen Geister, deren schädigende Tätigkeit angeblich im Hagelschlag sich offenbarte, sollte durch den Klang der geweihten Glocken gebrochen werden. Es kam sogar vor, dass man zur Steigerung ihrer bannenden Kraft Reliquien von Heiligen beim Glockenguss in die flüssige Masse warf oder solche in das Holzwerk des Glockenstuhls legte. So tat man auch in St. Nabor mit dem Glöcklein des Kamels von Niedermünster. Die Sage von der wunderbaren Macht der Glocke von St. Nabor

konnte sich um so leichter bilden, als der Ort wegen seiner hohen, geschützten Lage kaum etwas von Gewittern zu befürchten hatte.

#### Das diebessichere Muttergottesbild der Strassburger Kartause

Vor den Toren Strassburgs, auf einer Anhöhe an der Breusch zwischen Königshofen und Eckbolsheim, da, wo heute das Kapuzinerkloster steht, siedelten sich im Jahre 1333 drei Kartäusermönche aus Nürnberg, zwei Patres und ein Laienbruder, an. Der neuen Klosterkirche wurde bei der Weihe im Jahr 1347 die Gottesmutter als Sonderpatronin gegeben. Von ihr besass die Kartause ein wundertätiges Bild. Es stand stets im Kreuzgang, und Tag und Nacht brannte vor demselben eine Lampe. Die Annalen des Klosters wissen von einer merkwürdigen Begebenheit zu berichten. Diebe schlichen sich eines Tages ein und wollten das Gnadenbild heimlicherweise wegschaffen. Doch eine unsichtbare Gewalt vereitelte ihr ruchloses Vorhaben. So sehr sie sich auch bemühten, des Bildes habhaft zu werden, es blieb wie angewachsen an seinem Platze. Aehnliches wird auch vom traurigen Christusbild des Strassburger Münsters erzählt. Als das Kreuz von hier in die nahe St. Martinskirche übersetzt werden sollte, brachten es die Werkleute, die mit Winden, Stangen und Brecheisen arbeiteten, auf keine Weise zum Weichen. Nach der Zerstörung der Kartause durch die Stadt Strassburg im Jahre 1592 kam das wundertätige Muttergottesbild nach Molsheim, wo die Strassburger Kartäuser im Jahre 1600 eine neue Niederlassung gegründet hatten (Annales Cartusiae Molshemensis von 1701 bezw. 1706, in Abschrift, zu Strassburg, Bibliothek des Priesterseminars, Ms. 115, S. 345 f). Gnadenbilder, die angeblich Diebeshänden trotzten oder nicht von der Stelle wichen, Wallfahrtskapellen, die nach der Zerstörung durch Bilderstürmer über Nacht wieder von Engeln aufgebaut wurden, und wundertätige Heiligenbilder, die nach gewaltsamer Entfernung wiederum an ihren ursprünglichen Platz zurückkehrten, kennt die Geschichte des Heiligenkultes in sehr grosser Zahl. Es ist hier nicht die Stelle, die Motive, die diesen Gebilden der Volksphantasie zugrunde liegen, im einzelnen zu untersuchen.



# Oberehnheimer Wald und Waldwirtschaft

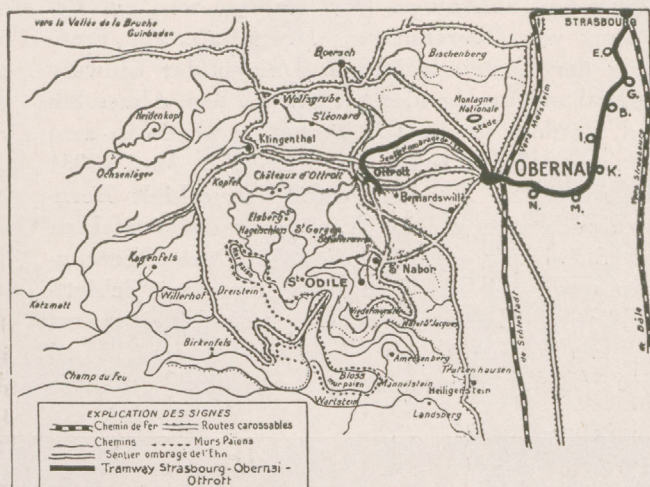
Von O. Pisot

Oberehnheim nennt ein ansehnliches Waldgebiet sein eigen. Der Hauptteil bedeckt die Höhenrücken hinter dem Odilienberg zwischen Kirneck und Ehn. Im Süden grenzt es an den Strassburger Wald mit den vier Waldgemeinden, im Norden an den Bischofsheimer und Börscher Wald. Im Westen reicht es bis zum Ratsmhauser Stein und dem Minzfeld und im Osten an den Odilienberger Wald im Ottrotter Bann. Diese stattliche Fläche hat die Form eines unregelmässigen Vierecks mit einer Länge von 6 km und einer Breite von 2 bis 4 km. Hierzu kommt etwa ein Quadratkilometer Niederwald, das Urloosenholz in der Form eines Fünfecks, dessen Ecken gebildet werden durch das Kloster Truttenhausen, das Stift Niedermünster, das Dorf St. Nabor, die Kreuzung des Dachbaches mit der Strasse und den Pavillon bei Heiligenberg. Erwähnen wir der Vollständigkeit halber die beiden kleinen Wäldchen, die Erlen längs der Ehn und das Immersche Holz auf dem Nationalberg in der Gemarkung des verschwundenen Dorfes Ingmarshausen. Die gesamte Fläche des Waldbesitzes beträgt rund 2 300 ha.

Der Grossforst ist heute mathematisch genau in rund 100 Parzellen eingeteilt. In früheren Zeiten, nach Waldordnungen von 1585 und 1603, zählte man etwa 50 Distrikte, die Namen trugen, die uns über Lage, Natur und Eigenheit des Waldes etwas künden wollten. Wir nennen nur: am Bruderhaus, am Mörderpfad, bei der geschlachten (d. h. schönen) Eiche, am Kiesbrünnel, am warmen Wasserlein, am Kaltenbach, am Sandrain, in der Magelhurst, im Bärenloch, am Wolfsbruch, in der Saubach. Einige Bezeichnungen haben sich im Volksmunde erhalten, andere kennt man nicht mehr.

Wenn man sich die Frage stellt, wie die Stadt in den Besitz dieses Waldgebietes gekommen ist, wird uns keine bestimmte Antwort zuteil. Urkunden, welche den Erwerb darlegen, fehlen in unseren Archiven. Zwar beriefen sich unsere Stadtväter auf solche Kaufbriefe in ihren Streitfällen und betonten, dass «die Wälder, die vor Menschen Gedenken unser Almende und des Richs Eigentum sind».

Wie aller Grund und Boden waren nach altem Recht auch die Wälder Eigentum der fränkischen Könige oder ihrer Herzöge. Sie bildeten die beliebten Jagdgründe und wurden darum nicht weiter



Lageplan des Oberehnheimer Waldes

geteilt und vergeben. Als Reichsgut fielen sie an die Hohenstaufen, welche es verstanden hatten, Hohenburgs Aebtissinnen die Hoheitsrechte zu entwenden. Als der Staufen Macht verfiel, gelangte in den Wirren Oberehnheim in den Besitz der Wälder und wusste diesen Reichtum für sich zu behaupten. An Anfechtungen hat es nicht gefehlt.

Die Zeit des Interregnums brachte einen eigenartigen Streitfall. Bischof Walther von Geroldseck gab 1262 in seiner Eigenschaft als Reichsverweser den Dienstmannen Burkhard Beyer und Albrecht Kagen die Ermächtigung, inmitten des Oberehnheimer Waldes ihre Burgen Birkenfels und Kagenfels zu erbauen. Oberehnheim wehrte sich mit allen Mitteln und erhielt auch schliesslich von Rudolf von Habsburg die Hoheitsrechte über die beiden Burgen zurück. Die Streitigkeiten über die Benutzung des angrenzenden Waldes hörten aber noch lange nicht auf.

Mit der Gemeinde Ottrott, die früher zum Kirchspiel Oberehnheim gehörte, war man im 15. Jahrhundert wegen der Waldrechte nicht einig. Die Oberehnheimer wollten nicht gestatten, dass die Ottrotter Bürger diesseits der Bärenbrücke (3 km westlich von Vorbruck) ausser Dauben- und Abfallholz anderweitig Holz aus den Stadtwäldern abführen und verkaufen. Es kam 1437 zu einem «gütlichen Tag», d. h. zu einer schiedsrichterlichen Tagsatzung in der Herberge zur Krone in Börsch, wo nach «vil reden beiderseits» der Standpunkt Oberehnheims durchdrang.

Weniger glücklich war die Stadt Oberehnheim in dem letzten Ringen um den Besitz seiner Wälder in den Tagen der Revolution, als Bernhardweiler, das bis dahin ein von Oberehnheims Oberhoheit abhängiges Dorf gewesen war, auf Befreiung von Oberehnheims Herrschaft, auf Trennung der Gemeindegüter und einen der Einwohnerzahl entsprechenden Anteil an den Almenden und Wäldern drang. Die Trennung wurde in dem Sinne am 17 prairéal des Jahres 12 (1. Juni 1803) ausgesprochen. Eigene Verwaltung erhielt Bernhardsweiler durch eine Verfügung des Präfekten von Strassburg am 13. Juli 1838. Doch Oberehnheim wandte sich 1840 an das Tribunal von Schlettstadt, wo es aber nach vorbereitenden Urteilen und nach einem endgültigen Richterspruch am 31. Juli 1856 unterlag. Bernhardsweiler blieb im Verhältnis



«Judentanne» im Oberehnheimer Wald

der Anzahl «seiner Feuerstellen» Besitzer der Gemeindegüter. Noch wäre eine Berufung an das Kaiserliche Appellationsgericht in Colmar möglich gewesen, aber des Prozessierens müde, sah man davon ab und einigte sich am 10. März 1862 durch einen notariellen Vergleich. Danach erhielt Oberehnheim  $\frac{4}{5}$  und Bernhardsweiler  $\frac{1}{5}$  des Ertrages der Wälder. Ein an sich selbständiges Syndikat verwaltet heute friedlich das Waldgebiet beider Gemeinden.

Anscheinend weniger Grund zu Zwist und Spänen gab die Grenzregulierung in den Waldungen. Wie diese gehandhabt wurde, wird uns ziemlich ausführlich berichtet. Man spricht von Waldgängen und Lochungen, von Lochsteinen und Lochbäumen, vom Lochmeister und vom Lochbuch. Das Wort Loch ist die Umbildung des alten lâche, was Einschnitt oder Kerbe bedeutet. Es handelt sich um dasselbe Verfahren, das die mit dem Holze arbeitenden Handwerker, Schreiner und Zimmerleute, heute noch anwenden, wenn sie die Holzteile mit Einschnitten oder Kerben bezeichnen. Eine Lochung oder Grenzprüfung ging folgenderweise vor sich. Auf einen festgesetzten Tag wurden aus Oberehnheim und einer oder zwei angrenzenden Gemeinden eine Anzahl Männer beordert zum Waldgang. Es konnten sein: Stättmeister, Heimbürger, Herren des Rats, Banngeschworene, Waldbannwarte und später auch Förster. Bei einem Waldgang im Jahre 1685 zwischen Oberehnheim und Barr werden von Oberehnheim sieben Teilnehmer und von Barr vier Abgeordnete genannt, darunter Zollers Tochtermann von Niederehnheim, «der lateinisch Baur genannt». Die Lochung begann an einer wichtigen Stelle, an einer Ecke oder an einem durch die Natur hervortretenden Ausgangspunkt, z. B. am Odilienberg, an der St. Johannesquelle. Da las ein Mitglied aus dem Lochbuch vor: «Jenseit Sanct Johannes Brunnen inmitten des Wegs ein felss mit einem Kreuz» (1685). In jedem Grenzzeichen war ein Merkmal eingehauen, ein Strich, ein Kreuz und dergl. Viele Grenzsteine trugen auch die Wappen der Gemeinde und die Jahreszahl. Besonders wichtig war der Markstein, der drei Gemarkungen schied wie Oberehnheim, Ottrott und Börsch; da stand der berühmte «Dreilöcherstein». Das Lochbuch gab die Anzahl der Schritte an, wonach der folgende Stein zu finden war; da werden 8 Schritte, aber auch einmal 557 genannt. Lochstangen dienten als Messgeräte.

Im Walde wurden oft Lochbäume als Markzeichen gewählt und zwar meistens zwei, einer auf dem eigenen Gebiet, der andere im Nachbarbann, Oberehnheim nahm eine «Fochtanne», Barr eine junge Buche oder «zwei Weisstannen gegeneinander mit einem Creutz signiert und von den vorigen 58 schritt». Bei der Strutt- oder Strietmatt (Striet = Gebüsch) beginnt der Bischofsheimer Wald. Beim Waldgang 1693 fehlten dort drei alte Steine, gezeichnet 1564. Von hier bis zum Minzfeld, etwa  $5\frac{1}{2}$  km, standen 132 Steine.

1545 wurde die Grenze zwischen Oberehnheim und Jakob und Wolf von Ratsamhausen zum Stein gelocht, nachdem schon lange nicht gelocht worden war oder nur einseitig, ohne die andere Partei einzuladen. Der alte Stein im Brunnen auf dem Minzfeld blieb sitzen, und noch drei neue Steine wurden gesetzt bis zur «Hochstrasse». Die Steine trugen diesseits Oberehnheims Adler und jenseits der Ratsamhauser «Schilt». Was auf der Seite des Schildes lag, «Wasser, Wun und Weide», gehörte den Edlen von Ratsamhausen. Der Weidgang war geregelt durch einen Vertrag von 1393. An der «hohen Strasse», d. i. an der Strasse, die Hochfeld und Odilienberg verbindet, wird 1629 ein grosser Fels vermerkt, bei dem ein Lochstein mit den beiden genannten Wappen steht. Der Fels heisst heute noch der Ratsamhauser Stein und ist dem Wanderer durch seinen schönen Ausblick bekannt.

Beim Urlosenholz, das an das Gebiet des Klosters Niedermünster stösst, werden Steine erwähnt, die einerseits den Adler zeigen, andererseits das «kahlmelthier ahnstoht». Nach der Legende soll das Stift Niedermünster nach der Ueberbringung des wunderbaren Kreuzes aus den burgundischen Landen nach dem stillen Kloster das Kamel als Wappentier angenommen haben.

Solche Waldgänge erfolgten in ganz unregelmässigen Zeitspannen von 10 bis 25 Jahren. Die erste Erwähnung des Lochens findet sich 1474, wo für das Urlosenholz 4 Pfd. 13 Schilling (450 Frs.) ausgegeben werden. Und 1488 lesen wir: «Usgeben das Holz zu lochen: Museler Walter 1 Gulden (50 Frs.) zu Lohn; 6 Knecht 3 Tag, pro 18 Pfg., tut 1 Pfd. 7 s (135 Frs.). Linsen Lienhart 3 Schilling (15 Frs.) zween Tag, den Meistern vorgegangen. 2 Schilling (10 Frs.) Jörgen, 2 Tag, das Buch zu lesen. Den zween Stettemistern 1 Gulden (50 Frs.) das Holz usgegeben.»

Die Hut des Waldes war den Waldbannwarten anvertraut, die später durch die Waldförster



«Schlangentanne» im Oberehnheimer Wald

abgelöst wurden. Dieses Amt wurde in den ältesten Zeiten durch den Träger des Bannwartlehens oder des Bannschatzes vergeben. Es war dies ein Reichslehen, dessen Inhaber die Oberehnheimer Adligen von Gossmar waren. Das Lehen trug u. a. ein von jedem Rebacker 2 Pfg. (1 Fr.) und von jedem Feldstück, Acker oder Matte 1 Pfg. (0,50 Fr.). Der Lehnsträger hatte nebenbei auch die Aufsicht über die Bauten und besorgte die Einladungen und Forderungen vor das Oberehnheimer Reichsgericht. Als Lehnsträger war er gehalten, die Bannwarte zu stellen und zu besolden. Dies überliess er aber dem Magistrat von Oberehnheim gegen 12 Gulden (600 Frs.) und 30 Ohmen Wein. 1515 gelang es der Stadt, das Bannwartslehen mit Genehmigung des Reiches gegen eine Abfindungssumme von 1000 Gulden (50 000 Frs.) zu erwerben. Die Bannwarte wurden

durch Meister, Rat und Zunftmeister ernannt. 1522 werden sechs Bannwarte bezahlt; sie erhalten zur Weihnachtsfronfasten 4 Pfd. 15 Schilling (475 Frs.). 1630 werden sogar 8 Waldbannwarte besoldet. Zuweilen erhalten sie noch zum Lohne einen Teil vom Bannschatzgeld, wohl auch die Hälfte des Strafgeldes, wie folgender Eintrag bezeugt: «Von Weckel von Wilstett, im Dorfe zu Obern Ottenrode gesessen, empfangen 1 Pfd. (100 Frs.), als ihn die Räte besserten (strafte), dass er Holz in der Städte Wald gehauen hat. Den Bannwarten geben uff der Räte geheiss 10 Schilling (50 Frs.).»

Aus dem Amtseid der Bannwarte ersehen wir ihre Aufgabe bezüglich des Waldes (BB 14). Man verlangt: «Sie sollen getreulich hüten, und wo sie sehen, dass Schaden geschehe in dem Bann, in den Erlen, in dem Holze, am Urlosberge und im Bruch, so sollen sie es dem Meister rügen. Sie mögen sich ordnen, dass alle zwei Tage zwei Bannwarte den ganzen Tag auch in die Wälder gehen, Feiertage und Werkstage, nur Sonntag, Marien- und Apostelfeste ausgenommen. Alle, die sie finden mit grün Holz, Eichen oder Tannen, zum Bauen oder zu Stecken, so dies geschieht ohne Erlaubnis des Rates, sollen gerügt werden. Dasselbe gilt für diejenigen, die bei Stümpfen und beim Abhauen betroffen werden. Allen die Holz führen oder tragen aus dem Urlosen, den Erlen oder dem Ingmersheimer Holz, sollen sie 1 Schilling (5 Frs.) abnehmen. Wer Holz trägt, dem sind Messer und Seil abzunehmen nebst dem Schilling als Strafgeld. Bestechlichkeit der Bannwarte gilt als Meineid und schliesst von jeder ferneren Verwendung in einem städtischen Amt aus.» In einer späteren Eidesformel (BB 15) wird die Wachsamkeit der Waldbannwarte nachdrücklich gegen Fischen und Jagen, sowie gegen das Feuer in den Waldungen gelenkt.

Mehrfach erneuerte Vorschriften, «Waldordnungen», geben Aufschluss über Recht an Holz, Ausgabe desselben, besonders aber über Einung, Frevel und Strafen in Waldfragen. Aus der Waldordnung von 1445 führen wir folgende Hauptpunkte an: Wer Bauholz nötig hat, muss die Erlaubnis des Rates einholen. Das Holz muss er mit einem Zimmermann in der «Zimerhurst» fällen, soviel ihm gestattet ist. Behauen soll das Holz aus dem Walde geführt, in demselben Jahre verbauen werden und darf nicht verkauft werden. Wer «Affterslage», d. h. Abfallholz haben will, muss ebenfalls die Erlaubnis des Rates haben, darf aber kein anderes Holz hauen.

Holz in den Erlen abzuhauen, ist untersagt und

wird mit 1 Pfd. (100 Frs.) bestraft, so dicke es geschieht.

Jeder Bürger darf nur einen bestimmten Vorrat an Brennholz besitzen. Einen Fremden, in der Stadt Wälder Scheitholz machen zu lassen, ist untersagt.

Wer Holz fällt in Geländen, die näher an der Stadt liegen, muss 2 Pfd. (200 Frs.) Strafe, in entfernteren Gebieten nur 1 Pfd. (100 Frs.), auch nur 10 Schilling oder 5 Schilling (50 oder 25 Frs.) für jeden Stumpf entrichten. Wer aber hinter dem Strietbühl am Rossberg und in den «effteren Wäldern», d. h. den äusseren Waldstrecken Holz fällt, soll nicht bessern (keine Strafe bezahlen).

Streng verboten war das Fällen von Bäumen während der Nacht. «Wo und an welchem Ende das sei», wird es mit 5 Pfd. (500 Frs.) belegt. Von St. Jörgentag durch den Sommer hindurch bis St. Gallentag durfte niemand Holz schleifen.

Vor der Zuteilung des Brennholzes, das sich jeder Bürger selbst hauen und holen musste, wurde das Gebiet zuerst von Meister und Rat besichtigt und bestimmt, an welchem Waldteile man beginnen sollte. Dann wurden an einem bestimmten Tage die Bürger, die an der Reihe waren, Holz zu erhalten, im Walde zusammenberufen. Nach dem Gewerfbuch (Steuerrolle) wurden die Lose an «Reiche und Arme, niemand ausgenommen oder übersehen», zugewiesen. Jeder musste sich mit dem Lose zufrieden geben, sei es «gut oder böse». Wer nicht zugegen war, wurde übergangen und hatte das Recht verwirkt, in demselben Jahre Holz zu erhalten.

Eine besondere Rolle spielte die Ausgabe des «Steckwaldes», der die für den Rebbau so wichtigen Rebpfähle liefern sollte. Wenn ein Steckwald «uffgetan» wurde, so war dies an der Laube (Rathaus) öffentlich zu verkünden. Nach 14 Tagen musste jeder, der Stecken machen und darum schwören wollte, in den Wald kommen. Aus dem Stadtbuch wurden die Gebote vorgelesen, welche zu halten die Anwesenden zu beschwören hatten. Auch hier schloss Versäumnis von dem Recht aus, Stecken zu erhalten. Im einzelnen galten folgende Vorschriften:

Um die rechte Länge zu erhalten, durfte kein Baum gefällt werden, der nicht das vorgeschriebene Mass hatte. Bevor ein zweiter Baum gefällt wurde, musste der erste vollständig aufgearbeitet sein, auch sein «Affterslagen», das Abfallholz. Wer dagegen handelte, büsste es mit 1 Pfd. (100 Frs.). Zunächst mussten die Stecken für den Rat und die Zunftmeister gehauen werden, dann konnte jeder für sich ein Fuder Stecken hauen, aber nicht mehr.



Lith. C. Dartein

Birkenfels

Jedes Hundert Stecken wurde mit 2 Pfg. (1 Fr.) bezahlt. 1682 bezahlte aber die Stadt für das Hundert Rebpfähle dem Holzhauer 10 S (650 Frs.). Dabei durfte sich niemand beschenken oder bestechen lassen. Den Bürgern durfte nicht mehr für die Stecken gefordert werden, als der Rat bezahlt hatte.

Bevor einer Stecken machte, musste er das Wortzeichen, das ihm der Rat ausgestellt hatte, dem Bannwart oder Förster abliefern.

Auch ein Bürger, der Stecken kaufen wollte, musste ein Wortzeichen vorweisen.

Das Steckenmachen war schliesslich nur erlaubt in dem Walde, den der Rat hierzu «uffgetan» hatte.

Durch den Rat wurde auch das Holz besichtigt, das zum **K o h l e n b r e n n e n** bestimmt war. Dieses Gewerbe wurde in unseren Wäldern ebenfalls betrieben, denn noch heute kennt man den Kohlweg sowie einzelne Stellen des Waldes wie den Brandsteig, wo einst die Meiler rauchten.

Trotz der mannigfachen Verordnungen und Strafandrohungen, muss festgestellt werden, dass die Ausnutzung des Waldes als **R a u b b e t r i e b** erfolgte. Von einer Pflege des Waldes, eines Schutzes der jungen Bestände, von Samenbäumen, von Aufforstung, von Bekämpfung der Schädlinge in der Insektenwelt, liest man in diesen Zeiten nichts. Beträchtlichen Schaden richteten die Weidetiere, Schafe, Ziegen, Kühe und Schweine an, die systematisch in die Wälder getrieben wur-

den. Der Trieb der Schweine in die Wälder war landesüblich und hiess das Eckern. 1587 stellte man einen besonderen «Eckerhürten» an, der schwören musste, die Schweine getreulich zu eckern und namentlich dem Verluste der Schweine vorzubeugen. Wenig Schaden verübten natürlich die 211 Schweine in dem Oberehnheimer Walde, die man im Jahre 1495 zum Eckern in den Hagenauer Forst schickte. Wohl fehlte dem Rat die Einsicht nicht, dass die Weidetiere dem Walde nicht zuträglich sind. Dies beweist ein Beschluss aus dem Rügbuch von 1493 (BB 17), wo es wörtlich heisst: «Anno 97 uf zistag vor Lichtmess ist durch Rat und Zunftmeister erkant, als die von Bernhartswiler begert haben, daz man Ir Rintfihe sölle lossen gen in das abgehöwene urlosholz, ist erkant, sitmolen daz fihe grossen schaden dut, daz dann unser hirten, noch die von Bernhartswiler Hirten und fihe, noch der Herren von Druttenhausen Rinder und fihe, es syn Ross, schoff, küg, nun und hernoch nit ine das urlosholz, abgehöwen oder unabgehöwen, nit faren noch weiten sollen by, 5 ss» (25 Frs.). Es fragt sich, in welchem Masse dem weisen Herrengebot Folge geleistet wurde.

Weitere empfindliche Verheerungen richteten die **W a l d b r ä n d e** an. Sie waren recht zahlreich. Wir erwähnen aus dem 15. Jahrhundert für einen Zeitraum von 23 Jahren sieben Waldbrände. Einmal löschten 20 Gesellen von Bernhardsweiler, ein andermal 15 Gesellen von Börsch, im Sommer 1473 löschte man während zwei Nächten und einen gan-

zen Tag, 1487 war ein Hauptmann mit 100 Mann bei den Löscharbeiten. Auch ist vermerkt, dass «dass man mit creutze ging, als der walt brannt». 1525 brannten die aufständischen Bauern das Urlosenh Holz nieder.

Es wundert uns darum nicht, dass 1761 und 1776 die französische Forstverwaltung durch ihre Beamten ein hartes Urteil über den Zustand der Oberehnheimer Waldungen aussprechen lässt. Der Inspektor Peyroyel klagt nach der Besichtigung in seinem Berichte über die Verödung des Waldes, über die vielen Lichtungen, Ausrodungen und Brandstellen, über das sinnlose Abholzen, den Schaden durch umgestürzte Stämme, über den Mangel einer sachgemässen Auslichtung und die Verheerung durch Weidetiere. Er verlangt, dass ein Viertel des Waldes immer geschont werde, dass regelmässige Schläge, genau vermessen, vorzusehen seien, dass zehn Setzbäume immer stehen bleiben müssten. Eicheln, Bucheln und Tannenzapfen abzuschlagen und fortzutragen, ist künftig verboten, hingegen das planmässige Aufforsten befohlen. Wieder treten die alten Gebote auf, nur vom 1. Oktober bis 1. April Holz zu fällen, aber nächtlich oder an Feiertagen bei 100 livres Strafe keine Waldarbeit zu verrichten. Fünfzigjährige Bäume wurden doppelt, Bauholz einmal «gewaldaxt». Brennholz und Wellen mögen nach Bedarf gehauen und durch die Gemeinde verkauft werden. Damit mit der amtlichen Waldaxt kein Missbrauch getrieben werden konnte, wurde sie nach Gebrauch durch den Waldaxtbewahrer (garde-marteau) in einer Truhe mit drei Schlössern aufbewahrt. Einen Schlüssel erhielt der Inspektor, einen der Schultheiss und den dritten der Waldaxtbewahrer. Eine eisenbeschlagene Waldaxtlade mit drei Schlössern ist unserem Museum erhalten geblieben.

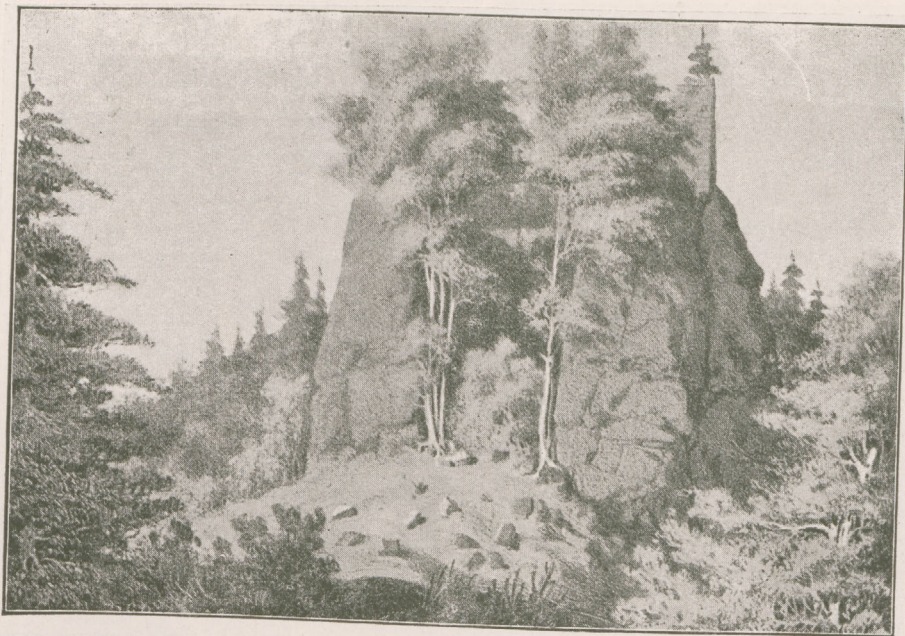
Ein Verkauf von Holz zugunsten der Stadtkasse erfolgte nicht in alter Zeit. Noch in den geldbedürftigen Zeiten nach dem Dreissigjährigen Kriege heisst es in einem Berichte über die Reserven der Stadt vom Jahre 1685 (CC 94): «Auss den Waldungen wird nichts von Holz verkauft oder ahn Gelt eingezogen, sondern jedem Bürger, so bauet, das Holz gratis gegeben undt dass Ab- oder Brennholz zu gewisser Zeit under die Burgerschaft ausgetheilt.» Von 1700 aber liegt eine Rechnung für die Mönche vom Odilienberg vor für 11 Eich-, 8 Tannenbäume und Sägerlohn für Bretter. Ein Eichbaum wurde mit 2 Gulden 5 Schilling (125 Frs.), eine Tanne mit 1 Gulden (50 Frs.) berechnet und für Sägelohn 6 Pfg. (3 Frs.) pro Brett gefordert. Oberehnheim besass im Walde zwei Säge-

m ü h l e n, wovon die untere bei Vorbruck sich in die Gegenwart gerettet hat.

Während jeder einzelne Bürger aus dem Walde Nutzen zog, waren Jagd und Fischerei, der Wildbann, «nach altem Herkommen» ein Vorrecht der Träger der Macht, also der Herren des Rats geblieben. Vergeblich erhoben 1525 die Bauern die Forderung: «Das Wildbret frei», dies uralte Recht der Herrschenden, zu beseitigen. Dass es an Wild, Hasen, Rehen, Hirschen und Wildschweinen in unseren Wäldern nicht mangelte, beweisen unsere Urkunden, es wird belegt durch die Tatsache, dass bei Festmählern der Wildbraten den ersten Platz unter den vornehmsten Gerichten behauptete. Schon die Namen der Waldgebiete Bärenbrücke, Wolfsbruch und Wolfsgrube deuten darauf hin, dass auch Bären und Wölfe Gäste unserer Wälder waren. Schriftliche Belege erhärten es. Zwar scheint der Bär etwas seltener gewesen zu sein: 1485 schoss ein Wildschütz von Bernhardsweiler einen Meister Petz, 1528 brachte man von Barr einen jungen Bären, 1685 erhielt ein Knabe von Börsch für zwei junge Bären 2 ss (20 Frs.) und 1687 ein Schütze aus dem Weilertal «nach altem Brauch» ebenso viel. Dies war doppelt soviel als für einen Wolf.

Die Wölfe waren häufiger und dabei lästige und gefährliche Bewohner unserer Wälder. Man stellte ihnen nach mit Armbrust und Büchse, mit Wolfsangeln und Wolfsgruben, man hob ihre Jungen im Lager aus. Stets begegnet man in den städtischen Ausgaben den kleinen Beträgen, die denjenigen ausgeteilt wurden, die einen Wolf herumzeigten und herumtrugen. Man brachte einzelne Tiere, tote oder lebende, manchmal auch mehrere zugleich aus allen Teilen des Elsasses: 1514 vier lebende Wölfe aus Rosheim, 1447 sechs junge Wölfe aus Meistratzheim, 1481 vier junge Wölfe aus Andlau, 1536 sieben junge Wölfe durch einen Knaben von Bernhardsweiler. In einem Halbjahr wurden 1534 zwölf, 1536 sogar 22 und 1692 noch 18 Wölfe einzeln gezeigt. In Oberehnheim selbst haben 1516 die «Frauen allhier einen Wolf gefangen» und erhalten 6 Pfg. (3 Frs.); 1500 erhielt der Bürger Ziliox 1 Schilling (5 Frs.), der einen Wolf auf dem Berg gefangen hatte, 1628 «Hans Müller, so einen Wolf geschossen, 10 Schill.» (50 Frs.). Noch 1742 gibt Bourgmeistre Reis 10 livres aus für Wölfe, die im Bann und in der Umgegend getötet worden waren.

Die Wolfsplage wurde zuweilen so lästig, dass der Rat beschloss, vereint mit anderen Gemeinden grössere Jagden zu unternehmen. So beteiligten sich 1514 Oberehnheim, Bischofsheim, Ottrott



Lith. C. Dartein

Hagelschloss

und St. Nabor an einer solchen Wolfstreibjagd. Ein zweites Mal streiften in demselben Jahre 30 Mann zwei Tage lang den Immersheimer Berg nach Wölfen ab. Im Sommer 1528 sah sich der Rat wiederum genötigt, gegen die Wölfe vorzugehen. Ein Jakob Muschler wurde als Jägermeister mit der Vorbereitung und Ausführung des Unternehmens beauftragt. Im Urlosenholz wurde ein Hag errichtet und Seile, wohl Schlingen gestellt, wobei 140 Mann tätig waren. Das Ergebnis der Jagd wird nicht gemeldet, wohl aber, dass jeder, «so uff dem Gejächet gewesen», ein halbes Mass Wein erhalten hat. Dazu wurde denen von Ottrott, St. Nabor, Heiligenstein, Goxweiler, Walf und Meistratzheim, jedem Flecken ein Ohmen Wein geschenkt. Hundert Jahre später (1624) wurde ein Wolf auf dem Immerschen Berg gespürt. Er hatte den Hirten zwei Schafe geraubt. Da wurden bei Schneewetter die Bürger von zwei Stadtvierteln mit ihrer Wehr aufgeboten, um «womöglich solchem Unthür zu begegnen». Und wieder um 1689 wurde eine grössere Wolfsjagd «auf hohen Befehl angestellt». Dabei erfährt man auch nichts von der Jagdbeute, sondern nur dass die Schützen für 9 Gulden 6 Schilling (480 Frs.) verzehrt haben.

Aus den Ratsprotokollen erhellt, dass 1584 Pfalzgraf vom Rhein den Edlen von Ratsamhausen ihr Eisenwerk im Steintal abgekauft hatte. Zur Fortsetzung des Betriebes verlangte er Holz von dem Rate in Oberehnheim, dessen Wald an sein Gebiet stiess. 1776 richteten drei Oberehnheimer Bürger an den Rat die Bitte, um Abschluss einer

Pacht im Walde gegen Ban de la Roche, um nach Kohle zu suchen. Da der Rat nicht befugt war, die Genehmigung zu erteilen, musste man sich an den Conseil d'Etat in Strassburg wenden. Die Angelegenheit scheint im Sande verlaufen zu sein. Mehr Glück hatte das Uebereinkommen des hiesigen königlichen Prätors mit Jean Baron de Dietrich, Comte du Ban de la Roche, wegen der Eisenminen im Oberehnheimer Bann zwischen dem Roten Kreuz und der Katzmatt. Dem Abkommen zufolge konnte das Eisenwerk drei Jahre graben und Erze fördern zum Preise von 8 französischen Sols pro botte. Das Werk verpflichtete sich, die Löcher zuzuerfüllen und Entschädigung für die anzulegenden Wege zu gewähren. Hingegen erlaubte die Stadt, die nötigen Bäume zu fällen, um die Wege anzulegen; dies Holz sollte ebenfalls vergütet werden. Doch schon nach 4—5 Monaten mussten die Arbeiten eingestellt werden, da die Ausbeute bei den grossen Kosten sich nicht als lohnend erwies.

Drei Jahre darauf glaubte ein Herr Ziegler aus Rothau einen neuen Erzgang entdeckt zu haben, von dem er sich ergiebige Ausbeute erhoffte. Er nahm die Arbeiten auf und bat die Stadt um Erneuerung des Vertrags vom Jahre 1787. Weitere Einzelheiten fehlen.

Seit Jahren liegen die Betriebe still. Noch sieht man die langsam vernarbenden Stollen und Gänge, wo einst Menschenfleiss die verborgenen Schätze der Berge zu heben suchte. Darüber rauscht weiter der Wald mit seinen Geheimnissen und seinem Zauber.



R. Küven

Im  
Tannenwald

## Von Robert Küven, dem Maler

Wer kann, ob Kind oder Grosser, der Versuchung widerstehen, einem Maler zuzuschauen, den man im Freien vor seiner Staffelei arbeitend getroffen hat? Man preist im stillen eine solche Begegnung als einen glücklichen Zufall und erhofft daraus irgendwie einen geistigen Gewinn, der einem unerwartet zufällt. Es ist merkwürdig, wie in einem solchen Fall die Menschen allemal der gleichen Verhaltensweise folgen, gleichsam als wäre jetzt ein besonderes Gesetz des Benehmens zu beobachten. Langsam und mit einer Scheu, nicht zu stören, nähert man sich dem Mann, der da vor seiner Leinwand sitzt; das Bewusstsein des Nicht-eingeladenen beschwichtigt sich durch das stillschweigende Gewährenlassen als mit einer immer sicherer gedeuteten Erlaubnis, hereinzukommen in das Reich der Kunst.

So tritt man denn wie durch eine versteckte Hintertür in die Welt des Schönen, dort wo sie am zaubervollsten, nämlich im Entstehen begriffen ist. Mit wachsender Spannung folgt der heimliche Zuschauer dem Stift oder dem Pinsel in der Hand des Künstlers, immer grösser wird das Interesse daran, «wie er es macht». Staunend erlebt es der Zeuge, dass Kunst von Können kommt, wenn er zusehen

darf, wie so ein Bild allmählich aus vielen richtigen Strichen wird. Aber ein anderes noch geht einem dabei auf: nicht bloss wie der Mann da zeichnen oder malen kann, sondern auch wie er die Dinge sieht, wie er die Welt mit den Augen des Künstlers anschaut und sie ganz nach seinem Sehen hereinholt in die vorgesteckte Fläche des Bildes. Man lernt begreifen, dass es der Weg durch die Seele des Künstlers ist, der die Vorlage der Natur zum künstlerischen Werk umgestaltet, dass hierin der eigentliche Ausschlag gegeben wird von allem, was wir mit «Kunst» bezeichnen.

Etwas von diesem «Zuschauererlebnis» sollte sich in jedem Besucher wiederholen, der eine allen zugängliche Kunstaussstellung betritt oder in die Intimität der Werkstatt eines Künstlers Einlass bekommt. Sonst bleibt es nur bei der flachen Neugier. Wer aber ein unverbildetes Empfinden für das Schöne hat, der findet ohne Schwierigkeit auch den inneren Zugang zu der Art des künstlerischen Schaffens, vorausgesetzt, dass er zu einem rechten Künstler kommt.

Diese Gedanken stiegen in mir auf während eines Besuches bei dem Strassburger Maler Robert Küven, dessen Arbeiten aus dem stillen Ge-



hege des Ateliers mehr und mehr den Weg zu Freunden werthaltiger Kunst finden. Es ist nichts Sich-aufdrängendes in der persönlichen Art dieses Künstlers, noch in der Formgebung seines Schaffens. Eine feine Zurückhaltung scheint eher von ihm überwunden werden zu müssen, bis er seine Bilder nicht nur äusserlich, sondern auch innerlich aus dem Bezirk des persönlichen Erlebens herausstellt. Nur die Leistung kann, wie er sagt, einem Menschen, der wahrhaft Künstler sein und werden will, den Weg zum Erfolg verbürgen. Dem Ringen um echte Leistung, um wirklichen Wert gilt sein emsiges Arbeiten. Mehr sagt er davon nicht, aber die Bilder und Zeichnungen zeugen umso deutlicher davon, dass hier das technische Können in der strengen Zucht eines gespannten Willens zu künstlerischer Wahrheit steht und hierdurch der Reife immer näher gebracht wird. Dabei kann unverbrauchte Kraft noch nach Belieben schalten und walten in der Wahl des Gegenstandes. Robert Küven ist noch nicht «festgelegt» auf ein Gebiet der Stoffwahl und auch nicht auf eine spezielle Maltechnik. Die Welt ist ihm noch ganz ein offen Buch, in dem er nach Lust und Liebe herumblättert mit Augen und Händen für alles.

Da ist die offene Landschaft hereingeholt mit ihrer zarten Stimmung eines tauigen Morgens oder in der Prallhitze eines Hochsommertages, dort atmet auf einer Leinwand der schwere Ernteduft elsässischer Felder oder träumen wellige Hügel des Lothringerlandes. Von Ferienreisen haben feine zarte Aquarelle den eigenartigen Zauber der Natur und Bauten englischer Grafschaften heimgebracht, andere die leuchtenden Farben von Meer und Küste des Midi und wieder andere den starken Eindruck von der Majestät der Alpenberge über demütigen Tälern.

Eine Vorliebe aber hat R. Küven für den Wald, für das verschwiegene Waldinnere in unserer Heimat. Sein wacher Blick findet da immer neue Schönheiten, die umso tiefer in den Beschauer eingehen, weil sie gar kein «besonderes», gesuchtes Motiv festhalten, vielmehr ganz einfach und schlicht Wald, den Wald. Da schüttet die Sonne ihr Licht durch das Dach der Baumkronen, da führt ein stiller Pfad wie unter einer Halle zu einem Hintergrund, wo ein Märchen zu schlafen scheint, da leuchtet ein Farbenspiel von grünem Moos und schuppiger Baumrinde: «Waldweben» ist die feine Musik, die von diesen Bildern ausgeht.

Wer so den grossen Rhythmus der Natur in seiner Kunst nachklingen lassen kann, hat auch ein Gespür für Bewegung und Gestalt der zartesten Kinder der Mutter Erde, der Blumen. Blumenstücke



R. Küven

Herbstblumen

sind für alle Maler ein beliebtes Darstellungsmittel von der Art ihres persönlichen Geschmacks, ihres Farbenns, ihrer Formenauswahl. R. Küven geht es dabei noch gewissermassen um die Sprache der Blumen. Für sein Empfinden haben sie etwas zu verkünden, die geschlossenen Köpfchen, die aufgesprungenen Lippen, die zarten Glocken am gebogenen Stengel. Ein reines Blau, ein flammendes Rot, ein verhülltes Violett, das ist jedesmal auch ein besonderer Akzent von Stimmung, Leidenschaft, Melodie. So wirken denn auch diese Gemälde bald wie ein leises Lied, bald wie ein kräftiger Akkord, bald wie der brausende Einsatz einer Symphonie von Farben und Gestalten. Und doch wird es kein expressionistischer Phantasierauch, sondern es sind und bleiben Blumen, frisch gepflückt aus dem Garten der Schöpfung.

Die ganze Kraft seines Könnens und Wollens aber wirft dieser Maler auf die Darstellung des Menschen und hier auf das eigentliche Bildnis, das Porträt. Seine Neigung zu diesem Zweig künstlerischen Schaffens entspricht zweifellos eines besonderen Begabung, sich in die Persönlichkeit eines Menschen einzufühlen, das genau Bestimmte, Einmalige am Menschen herauszuspüren und auf der Leinwand festzuhalten. Wenn man die im Lauf der

letzten Jahre entstandenen Porträts nebeneinander sieht, erkennt man deutlich, wie R. Küven gerade hier seine Aufgabe gefunden hat, wie er unermüdlich mit ihr ringt, und wie er in ihrer Lösung auch mit jedem Bild dem hochgesteckten Ziele näher kommt. Das Antlitz soll hier das Wesen eines Menschen widerspiegeln, das Gesicht, mit dem ein Mensch da ist, in dem sein eigenes Gesetz, sozusagen sein innerer Grundriss sichtbar wird. Der Wahrhaftigkeitssinn des Künstlers will hier nicht persönlichen Anregungen und Empfindungen Ausdruck verleihen, vielmehr empfängt er zuerst und zuletzt von seinem Gegenüber das für seine Darstellungskunst bestimmende Mass. Das ist der tiefere Grund, weshalb diese Porträts keine blosse Wirklichkeitsmontage, sondern von einer Echtheit in der Auffassung und in der Malart erfüllt sind, welche die Erwartung des Beschauers wie den Anspruch des Kenners in gleicher Weise befriedigt.

Wenn «Unzufriedenheit» noch in dieser Werkstatt des Schönen und Wahren irgendwie Platz findet, so nur in dem Künstler selber, der wohl mit stiller Freude und Genugtuung auf sein bisheriges Fertigbringen schaut, aber doch, wie er bekennt, in allem auch wieder nur ein «Vorläufiges» sieht, Stufen, auf denen er weiter und höher steigen will. Was kann man aber einem rechten Künstler Besseres wünschen als dieses Grundgefühl für sein Schaffen? Liegt nicht gerade hierin die sicherste Gewähr



R. Küven

Porträtstudie

bedeutender Leistung, wenn einer so sich selber eine «Zukunft» erringt!

L. N.

## Wie Markirch zu einer Uhrenindustrie kam

In manchen älteren Reisewerken über das Elsass findet man ein Lob auf die Markircher Uhrenindustrie. Nach den 1789 in Frankfurt erschienenen «Briefen eines reisenden Deutschen» kam es auf höchst seltsame Weise zu diesem im Lebertale unbekanntem Erwerbszweig. Der Elsassreisende (Ehrmann) berichtet darüber:

In Markirch erzählte man mir einen lustigen Spass. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam ein reisender Gelehrter hierher, der als Geograph berühmt war. Während seines Aufenthaltes zerbrach ihm etwas an seiner Uhr, sodass er sich nach einem Uhrmacher erkundigte. Man erklärte ihm, in ganz Markirch sei keiner vorhanden, aber

ein Schmied repariere beschädigte Uhren. Ohne Zaudern übergab der Gelehrte seine Uhr dem Schmied, der sie wieder in Gang setzte. Daraufhin schrieb der Gelehrte in sein Tagebuch: «In Markirch gibt es sehr geschickte Uhrmacher». Diese Mitteilung fand unbeabsichtigterweise Aufnahme in des Gelehrten geographische Werke.

(Der Herausgeber der Ehrmannschen Briefe macht dazu die Anmerkung, dass er in Hübners Geographie eine Stelle von berühmten Uhrmachern in Markirch gefunden habe, welche die Vermutung nahe legt, dass Hübner wohl selbst der Gelehrte war, dem in Markirch der Uhrenunfall zustieß.)

# Bärenklopfen und Bärentrommeln

Aus dem Volksmund gesammelt von E. Hütt (Münster)

In der diesjährigen Februarnummer des «Elsasslands» hat H. A. Pflieger ebenso eingehend wie anschaulich Bärenjagden und Bärenklopfen aus dem Elsass geschildert. Dabei bedauerte er, dass er eine alte Metzeralerin, die von alten Bärengeschichten zu erzählen weiss, nicht habe ausfindig machen können. Diese alte Metzeralerin wird wohl's «Kuhne-Schickels Grossmutter» gewesen sein. Denn sie war es, die eine Tatze des letzten Bären aus dem Münstertale sowie die alte Feuersteinbüchse, mit welcher der Petz erlegt wurde, sorglichst aufbewahrte und hütete. War es doch ihr Ahne, der ihn erlegt hatte.

Unter der Truhe in der Küchenkammer, eingewickelt in ein Dutzend Zeitungsblätter und Lappen, lag das Kleinod, der «Bärendaben», versteckt. Nicht jeder bekam ihn zu Gesicht, daher auch selbst viele Metzeraler nichts davon wussten. Ja, es bedeutete für den eine Ehre, der ihn sehen durfte. Die Tatze war noch gut erhalten, die braunen Haare und die langen schwarzen Krallen sassen in der eingetrockneten Haut und den Knochen fest. Nach der Grösse zu schliessen, muss es ein starkes Tier gewesen sein. Bei der Zerstörung von Metzeral 1915 verbrannte die Tatze, und die Flinte musste bei der Besetzung abgeliefert werden. Das erste, was die Achtzigjährige nach der Rückkehr in ihr Haus tat, war das Suchen nach den Ueberresten, doch vergeblich war ihre Mühe. «Hätte ich sie Ihnen nur gegeben», sagte sie mir, «so wäre sie im Museum von Münster erhalten geblieben.»

Nun schilderte sie den Vorgang der Erlegung so lebendig und lückenlos, als ob sie selbst dabei gewesen wäre. Hat sie dieselbe doch von Jugend auf von ihren Grosseltern unzählige Male in der Spinnstube erzählen hören, sie konnte die Geschichte auswendig. «Es war der Grossvater meines Grossvaters, Bill mit Namen, der im Winter in den 1750er Jahren in den «Ahschieren» melkerte, als vom Wormsa her zwischen der «Bärackerschier» und der Sandgrube (Moräne) der Bär auf dem Wege den «Ahschieren» sich näherte. Mein Vorfahre gab einen Schuss auf ihn ab, der ihn nur leicht verwundete. Der Bär lief auf dem Wege weiter und erblickte auf der rechts am Eingang in das Wormsatal gelegenen «Sommermatt» einen arbeitenden Melker, lief auf ihn zu und erhob sich zum Angriff; jener aber, im Nahkampf geübt, sprang ihn an, mit dem Kopf unter das Kinn und umklammerte ihn. Beide

fielen zu Boden und kollerten die steile Matte hinunter. Währenddessen kamen die Melker der «Ahschieren» und machten dem Bären den Garaus. Der Spiesser Joble, so hiess der Melker, der den Nahkampf mit dem Bären aufnahm, erlitt erhebliche Quetschungen, wurde siech und starb nach einiger Zeit. Er bewohnte das Haus im Altenhof, in welchem heute der Mathis Hammer wohnt. Die vier Tatzen wurden zum Andenken an die Erlegung des letzten Bären an die Geschwister des Bill verteilt, so kam ich in den Besitz der Tatze und der Flinte. Der ihn erlegt hat, wohnte hier in unserm Haus.» So erzählte die alte Grossle.

Auch Sondernach hat seine Bärengeschichte. Sie erhebt jedoch nicht Anspruch auf Tötung des letzten dortigen Bären, sie scheint eher der eigenartigen Umstände halber im Gedächtnis haften geblieben zu sein.

So erzählt der heute einundneunzigjährige, geistig noch sehr frische Papa Ruhland aus Sondernach: «Zwei Melker arbeiteten in einiger Entfernung von einander unterhalb des Oderrück, als plötzlich und unerwartet ein Bär in allernächster Nähe stand und den einen anzugreifen im Begriffe war. Noch im letzten Augenblicke sprang der Melker schnell hinter einen dicht neben ihm stehenden, nur mässig dicken Baum, den der Bär umgriff. Der mutige Melker aber umklammerte Baum und Bär und zog diesen mit aller Kraft gegen den Baumstamm, rief seinen Kameraden um Hilfe, der jedoch, die Gefahr erkennend, Fersengeld gab. Jener aber drückte den Bär die ganze Nacht hindurch fest gegen den Baum, und bei Tagesanbruch war der Bär tot. Zur Erinnerung an diesen eigenartigen Bärenkampf wurde die Matte «Bärenplätz» benannt, welchen Namen sie heute noch führt.»

Unsere Melker nahmen nicht nur mutig den Nahkampf mit dem Bären auf, sie suchten ihm auch durch List beizukommen, so mit der Honigfalle. Papa Sengele in Landersbach schildert eine solche, wie sie ihm durch seinen Grossvater überkommen ist, folgendermassen: «Eine Honigwabe wurde an einem untern Aste, etwas vom Stamme entfernt, befestigt. Unter dieser Honigwabe hing ein schwerer Klotz, der an einem höhern Aste durch einen Strick frei gehalten wurde. Die obere Kehrseite des Stammes wurde mit Dornhecken umbunden, damit das Tier den Klotz nicht umgehen konnte. Sobald es nun am Stamme emporgeklettert war und mit der

einen Tatz den Honig nehmen wollte, war der Klotz im Wege. Gierig, den Leckerbissen zu erhaschen, schlug es den Klotz zur Seite. Natürlich fuhr dieser wieder zurück und dem Bären an den Kopf. Erzürnt schlug dieser ihn noch heftiger zur Seite, und abermals fiel ihm der Stein auf den Kopf. So ging es weiter, bis der Bär betäubt zu Boden fiel und von den lauernenden Melkern erschlagen wurde.»

Um die Bären und Wölfe von Haus und Herde fernzuhalten, wurden die sog. «Bärenklopfen» aufgestellt. Sie glichen einer Schaukel. Das Ende eines löffelartig ausgehöhlten Balkens füllte sich mit Wasser und neigte sich abwärts. Es entleerte sich dadurch und das andere Ende, mit einem Stück Eisen beschlagen, fuhr durch Eigengewicht auf eine alte Sense oder Büchse, wobei ein lautes Geklirr entstand, das sich in regelmässigen Abständen wiederholte. Papa Ruhland hatte eine solche «Bärenklopf» auf seiner Bergscheune zum Verscheuchen von Rehen, sein Nachbar noch vor wenigen Jahren zum Fernhalten der Wildschweine sowie der Hühnerhabichte aufgestellt.

Auf der Altertumsausstellung in Münster wird das primitive Instrument zu sehen sein.

Von der Verwendung der Bärentrommel erzählte mir Papa Boetzle, langjähriger Kassierer im Hause Immer-Klein, in anschaulicher Weise nach der Ueberlieferung seiner Vorfahren folgendes:

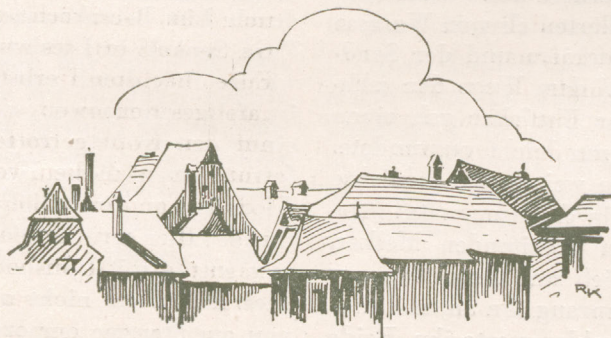
Früher, im 18. und 17. Jahrhundert und noch weiter zurück, bewirtschafteten die Melker des Münstertales die Bergwiesen auf den Höhen um den «Simmelsee», «Langensee» bis nach Gérardmer, Valtin (hier «Mortz» genannt) und bis nach La Bresse. In Karawanen von 20 und noch mehr Lasteseln zogen sie geschlossen zwei Mal wöchentlich auf den Saumpfaden über den Höhenkamm, den ihrigen Proviant bringend und Käse mit nach Hause nehmend. Diejenigen vom Grosstal zogen über Schiessrot nach dem Hohneck, die Kleintäler

über die «Mortzgasse»\*) zu ihren Melkereien. Die Baste der Esel waren hoch mit Trotten und Weidsäcken beladen. Am Kopfe und am Schwanz der Kolonne ging je ein Melker mit einer Trommel, fortwährend mit einem Klipfel auf diese schlagend. Durch das dumpfe Getöse wurden Bären und Wölfe, von denen es damals in den Bergen noch viele gab, ferngehalten.

Auch Wölfe waren bis vor hundert Jahren im Tale keine Seltenheit. So erzählt Papa Spenle (Roters), einer alten Melkerfamilie entstammend: Mein Grossvater melkerte auf dem Steinwasen, als eines Tages der Büsch (Stier) fehlte. Sie suchten nach ihm und fanden ihn am zweiten Tage wütend, mit dem Kopfe einen bereits totgedrückten, grossen Wolf gegen eine Buche drückend. Als der Büsch den Wolf mit dem Kopfe höher hob, gewahrten sie, dass seine Gliedmassen sich ausstreckten; senkte der Büsch den Kopf, so fielen ihm diese wieder auf die Augen, und so glaubte der Stier, der Wolf sei noch am Leben und drückte wutschraubend weiter, bis er von seinem Irrtum befreit wurde.

Ein andermal melkerte der Vorfahre auf dem Herrenberg, als ihm der Wolf ein Kalb am Halsband entführte. Der Förster vom Herrenberg, der dort oben durchging, hörte von weitem aus einer unwirtschaftlichen «Renfe» den Schall einer «Trinkel» und näherte sich dem Ort. Er sah das Kalb im Lager einer Hecke noch kleiner, junger Wölfe, die mit dem Kalb spielten, während der alte Wolf zähnefletschend daneben sass. Mit einem wohlgezielten Schuss streckte der Schütze den alten Wolf nieder und erschlug die Jungen. Das noch unversehrte Kalb aber brachte er dem Melker zurück.»

\*) Der bei der Stossweierer Kirche beginnende, über das Sulzerner «Eck» führende Weg heisst heute noch «Mortzgasse».



# Ein Diebstahl

Eine Vogesenovelle von Fr. Lutting

## I.

Als der Wanderer oben aus dem Walde trat, blieb er einige Zeit überrascht stehen, um das vor ihm sich ausbreitende Panorama zu betrachten. Nur ein schmaler Streifen Grasland trennte den Waldrand von den schönen Weinbergen, die sich über den Hang der Hügel hinunter erstreckten, um erst an den alten Wällen des Städtchens Kirchweier Halt zu machen. Die Rebberge waren unübersehbar, soweit das Auge blicken konnte, zogen sie sich hin, schon behangen mit den noch unreifen Weinbeeren. Es war Mittag, und die Sonne brannte mit ihrer vollen Sommerglut auf diese fruchtbare Gegend des Elsasses herab. Der Wanderer hielt es für gut, hier oben unter den letzten schattenspendenden Bäumen einige Augenblicke zu rasten, ehe er die steinigten Wege zum Orte hinunter ging, die der Hitze ohne Milderung ausgesetzt waren. Sein Blick fiel auf die Wälle und alten Umfassungsmauern des Weinstädtchens, die aus dem Mittelalter stammten und nur an einigen wenigen Stellen dem Durchbruch von neuen Verkehrsstrassen hatten weichen müssen. Dann musterte er das bunte Gewirr der altertümlichen Dächer, Türme und Giebel, welche die Häuser krönten, die eng und raumgeizend in dem schönen Gürtel der alten Befestigungen eingepfercht waren. Man sah auch eine breite Strasse, wohl die Hauptstrasse, aber sie lag jetzt wie ausgestorben da; die Bewohner von Kirchweier brachten wohl die Stunden der schlimmsten Mittagshitze alle im kühlen Schutze der Häuser und kleinen grünüberspannenen Höfe zu.

Der Fremde schüttelte den Kopf: «So könnte es hier wohl auch schon vor fünfhundert Jahren ausgesehen haben, wie wenig Veränderung es doch in diesen kleinen abgelegenen Gebirgsstädtchen gibt. Ich werde hinuntergehen und Umschau halten; gefällt mir's, so würde ich gerne eine Zeitspanne dableiben, bis mich der Wanderteufel wieder zum Abschied zwingt.» — Er stand auf, nahm seinen Brotbeutel wieder über und folgte dem absteigenden Weg, welcher in kürzester Entfernung nach dem Orte führen musste. Es war eine mühsame Wanderung, der Weg war schlecht, und die Hitze war gross, und der Fussgänger war es zufrieden, als er nach zehn Minuten durch den kühlen Bogen des oberen Stadtttores schritt. Es war noch vollständig erhalten und zeigte schön ausgehauene Wasserspeier und Fensterornamente. Aber für dergleichen

hatte der Fremde wenig Verständnis, er trockenete sich die Stirn ab und schritt dann langsam die menschenleere Hauptstrasse hinunter, die Häuserreihen musternd. Das Schild der Wirtschaft «Zum Goldenen Stern» fesselte seinen Blick; es schien ein einfacher Gasthof zu sein, just wie für ihn geschaffen zum einfachen und gemütlichen Verweilen, so dass er nach kurzem Besinnen die Freitreppe hinaufstieg.

Bald sass er an einem der massiven Tische der Gaststube, die leer war. Trotz der etwas niedrigen Decke herrschte in ihr eine angenehme Kühle, und da die Fensterläden zum Schutze gegen die direkt darauffallenden Sonnenstrahlen geschlossen waren, lag ein geheimnisvolles Halbdunkel auf dem altertümlichen und schön geschnitzten Mobiliar. Wäre es hell gewesen, so hätte man die vielen farbigen Sprüche lesen können, die alle vom Wein handeln, und oft genug von Humor und Witz zeugten, wie sie immer nach dem Genuss eines guten Tropfens dem Gehirn ausdauernder Zecher entfliehen können. Er musste sich durch ein lautes Rücken des Stuhles bemerkbar machen, sonst wäre er vermutlich noch lange hier ungestört geblieben; auch die Wirtsleute des «Goldenen Sterns» benutzten anscheinend die heissen Mittagstunden zur Ruhe, da um diese Zeit selten Gäste kommen.

Endlich liess sich der Wirt blicken, etwas schläfrig aus den Augen blinzeln, und den unerwarteten Besucher neugierig musternd. Dieser bestellte sich einen Schoppen guten Alten vom besten Kirchweierer. Als er das Gewünschte erhalten hatte, liess ihn der Wirt nicht so leicht seinen Gedanken nachhängen, wie er es wollte, er zog ihn in ein Gespräch, denn er dachte bei sich: wenn du mich um diese Stunde in meiner Siesta aufstörst, so will ich auch eine kleine Entschädigung für diese Störung haben!

«Heiss macht es heute . . .» war seine Einleitung zum Gespräch. «Ist die Zeit dazu», war des Gastes Antwort, «es würde wohl schlimm stehen um Euren nächsten Herbst, wenn's jetzt kühl wäre oder garstiges Regenwetter!» — «Da habt Ihr den Nagel auf den Kopf getroffen, Ihr scheint dem Rebbau Gutes zu wünschen, versteht Ihr etwas davon?» — «Hab' schon oft dabei geholfen, wenn sich's gerade traf. Bin gern in einer Gegend, wo guter Wein wächst, er hilft uns vieles im Leben auf leichte Art vergessen.» — «Ihr seid kein Abstinenzler! So wollt Ihr am Ende hier in Kirchweier bei einem Reb-

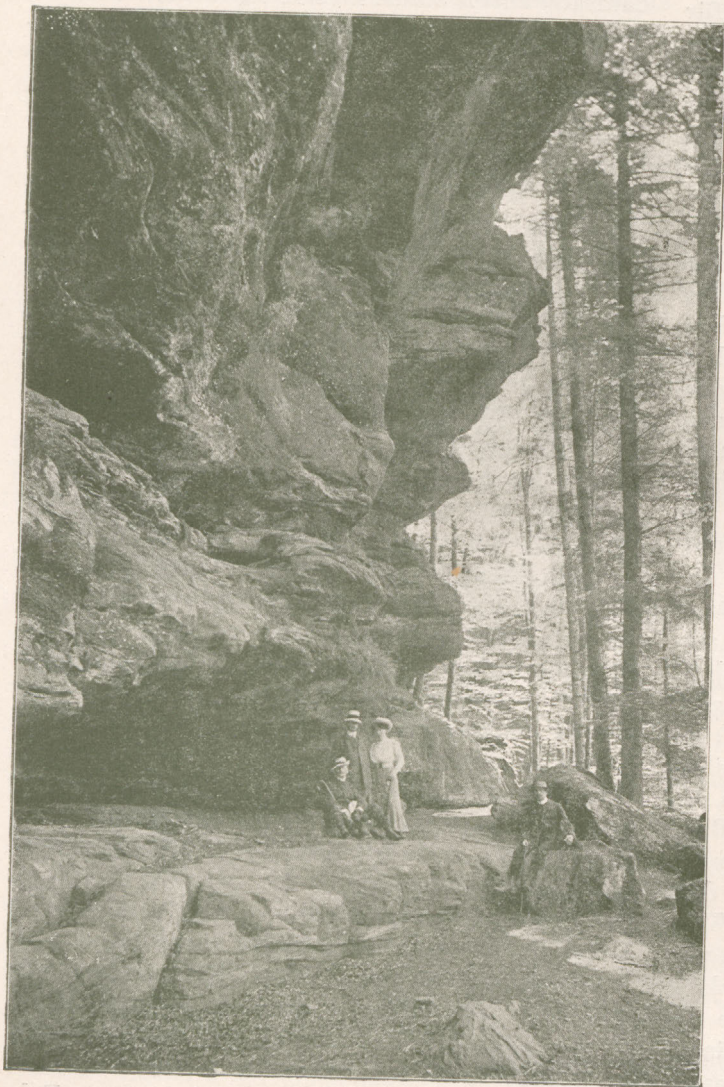
bauern Arbeit suchen?» — «Top! Ein Gedanke! Der Wein, den Ihr mir da gegeben habt, ist ein grossartiger Tropfen. Ich könnte wohl hierbleiben, wenn ich Arbeit fände! — «Wird nicht schwer halten. Mein Nachbar, der Irion, der reichste Mann im Ort, der die grössten Reberge in der ganzen Umgegend besitzt, sucht schon lange einen brauchbaren Knecht!» — «Was ist es für einer?» — «Nun, ich will es Euch lieber gleich sagen, er ist stolz, sehr stolz! Aber sonst kein übler Kerl. Er hat einen guten Charakter, kann aber seinen Wohlstand keinen Augenblick vergessen. Schade! Schon sein Vater war reich, daher mag es kommen. Doch, was kann das Euch stören, er zahlt seine Leute gut, das ist etwas wert.» — «Gut, ich will es mir überlegen, vielleicht gehe ich heute Abend noch hinüber und trage mich an!» — «Wo kommt Ihr denn eigent-

lich her? Um diese Zeit gibt's doch keinen Eisenbahnzug?» — «Ich komme vom Gebirge herunter; habe nirgends lange Ruhe, ich muss wandern, will die Welt sehen, nicht immer am gleichen Fleck Erde meine Tage verbringen. So treibt mich der Wandertrieb bald hierin, bald dorthin, und eine Heimat und Angehörige habe ich nicht!» — «Seltsamer Kerl, der Ihr seid! Andere sehnen sich nach einem festen Heim und nach Ruhe. Doch, das ist Geschmacksache. Ich bin auch ein Bleibender, aber ich höre gern Leute, die in der Welt herum gekommen sind, von ihren Erlebnissen erzählen. Wenn Ihr erst bei Irion seid, so könnt Ihr ja oft zu mir herüber kommen, und mir die Zeit mit Plaudern verkürzen, ich werde als Entgelt schon dafür sorgen, dass Euch beim Erzählen der Mund nicht trocken wird!» — «Weiss noch nicht, ob ich mit diesem Stolzen auskomme» — «Seht, ich war früher auch sein Knecht, und ich war trotz seiner Fehler gerne bei ihm, er schaute natürlich immer auf mich herab. Dann machte ich mich zum Herrn dieses Gasthofes, was ihm nicht recht war, da ich nun nicht mehr unter ihm stand. Aber als gleichstehend betrachtet er mich heute noch nicht. Ein anderer würde sich durch diesen Hochmut beleidigt fühlen und danach trachten, es ihm mit Zins und Zinseszinsen zurückzuzahlen, aber das kann ich nicht. Ich trag's ihm nicht nach, sonst hätte ich Euch nicht zugeredet, die Stelle bei ihm anzunehmen, sondern hätte mich eher gefreut, jeden von ihm fernzuhalten, damit er selbst die beträchtliche Arbeit tun muss, die seine grossen Reberge ihm aufnötigen. So, nun muss ich Euch allein lassen, da könnt Ihr's Euch noch einmal in aller Ruhe überlegen, das mit der Stelle!» —

\*

Fünf Stunden später stand Jérôme im Dienste des reichen Weinbauers. Diesem hatte es zwar sehr wenig gefallen, dass der neue Knecht so wenig sesshaft war, doch war Mangel an guten Arbeitskräften, und da durfte man nicht sehr wählerisch sein, wenn man unbedingt noch zwei starke Arme zur Arbeit nötig hatte. Und der Fremde war gesund und kräftig, das sah man ihm an; und so konnte man die kleineren Mängel und Fehler desselben schon in den Kauf nehmen.

«Aber etwas will ich Euch sagen, Jérôme, lasst mir meinen Sohn in Ruhe. Dieser ist nur wenige Jahre jünger als Ihr und neigt nicht nur zu Eurem äusserlichen Typus, sondern



Felsenhöhle bei Oberhof

auch zu Eurem Charakter. Er möchte auch hinausziehen, um die weite Welt kennen zu lernen, anstatt wie wir Bauern seinen Grund und Boden mit Heimat und Vaterhaus über alles andere zu stellen, wie es bei uns Alten von altem Schrot und Korn der Brauch war und bleiben soll. Er wird sich an Euch machen, um von Euch von fremden Leuten und Gegenden zu hören, denn darüber geht ihm nichts; ich warne Euch aber, ihm mit Euren Erzählungen den Kopf vollends zu verdrehen, sonst sind wir bald geschiedene Leute!» —

Bald sah Irion ein, dass er mit der Anstellung Jérômes nicht schlecht gefallen war, dieser arbeitete zu seiner vollen Zufriedenheit, so dass er sich nicht über ihn beklagen konnte. Und dem Knecht gefiel die Stelle gut, wenn der Meister auch mit allen sehr streng war, selbst mit seinen Angehörigen, so waren doch Kost und Lohn sehr befriedigend. Ohne dass es der Bauer merkte, war er sehr oft mit Pierre zusammen, der sich ihm gleich genähert hatte, als er erfahren, dass er weit herumgekommen war, und vieles gesehen hatte, was den Bewohnern von Kirchweier für ihr ganzes Leben unbekannt bleiben würde. Wie das schön war, wenn Jérôme so fremdartige Dinge zu erzählen wusste! Die Arbeit ging über diesen kurzweiligen Schilderungen doppelt so leicht von statten, und im Fluge verrann die Zeit, mochte die Arbeit in den Weinbergen und den Kellereien auch noch so ermüdend und beschwerlich sein. Und Jérôme sah, dass die Natur diesen jungen Mann nicht für dieses kleine, weltentlegene Städtchen und für den Beruf eines Winzers geschaffen hatte. Da floss Leben und Blut von dem, das er in sich selber seit seiner frühesten Jugend gefühlt hatte: Reisefieber, Wandertrieb, die Gier nach Abwechslung in allem, was das Leben bieten konnte: nicht Beschaulichkeit im engen Wirkungskreise, in stets gleich bleibendem Flusse.

Deshalb hielt er sich nicht an die Worte des Alten, der ihm damals bei der Einstellung anbefohlen, sich von Pierre möglichst fern zu halten. Im Gegenteil, die beiden waren bald die besten Freunde, zeigten es aber nur dann, wenn kein anderer es sehen und dem Vater hinterbringen konnte. Oft sassen sie miteinander im Wirtshaus «Zum goldenen Stern», wo dann der Wirt Kuntz ihnen am Tische Gesellschaft leistete und das Versprechen hielt, das er an jenem Sommertage dem Ankömmling gegeben hatte: wenn er ihm Geschichten von



Langer Fels bei Lembach

der Wandschaft erzähle, würde seine Kehle nicht trocken werden, dafür werde er schon sorgen.

\*

Der Sommer war vorüber und hatte dem Herbst das Regiment übergeben, jener Jahreszeit, die für den Weinbauern die wichtigste seines Lebens ist. Bald würde die Hauptarbeit alle Zeit und alle Kraft in Anspruch nehmen, kein Arm durfte säumig bleiben, um den Herbst einzuholen. Wie oft blickt der Winzer die letzten Wochen vor der Reife der Beeren an den Himmel, ob nicht anhaltender Regen die Frucht einer ganzen Jahresarbeit noch im letzten Augenblicke stören würde; ein frohes Lachen geht über die Züge des Bangenden, wenn die milde und doch wärmende Septembersonne die Trauben weich und süß werden lässt. Dieser Jahrgang musste vor-

züglich werden, vielleicht einer der besten der letzten zwanzig Jahre; denn die Witterung war sehr günstig gewesen. Und erst dann, wenn die Ernte daheim und gekeltert ist, dann kann sich der Rebauer die wohlverdiente Ruhe gönnen.

In den ersten Tagen des Monats Oktober liess Irion mit dem Herbst beginnen. Noch lag alles in der morgentlichen Dämmerung, als in den Strassen das Gerassel der Wagen und Karren ertönte, die mit Bütten und Fässern schwerbeladen, hinauf zu den ausgedehnten Weinbergen fuhren. Ein lustiges Volk begleitet die Fuhrwerke: Männer und Jünglinge mit Ständeln auf dem Rücken, Frauen und Mädchen mit Kübeln ziehen schnellen Schrittes und in lebhaftem Gespräche auf den steinigen Wegen bergaufwärts. Langsam wurde es unterwegs Tag, aber der Nebel lag noch tief auf den Hügeln und in den Tälern, so dass noch kein wärmerer, freundlicher Sonnenstrahl den Schleier durchreissen konnte. Am Fusse des Weinbergs angekommen, liess Irion die Karren und Wagen reihenweise längs des Talweges aufstellen. Dann teilte er seine Leute ein, die erste Gruppe nahm er selbst, die zweite führte sein Sohn Pierre und mit der dritten musste Jérôme in die höchsten Lagen hinauf, wo die Reben nur durch einen schmalen Streifen vom Bergwald getrennt sind.

Als Jérôme oben ist, blickt er um sich; er kennt diese Stelle, es ist jener Waldsaum, von dem aus damals das Städtchen Kirchweier sich zum ersten Mal seinem Blicke bot. Damals war's noch anderes Wetter wie heute. Hätte er an jenem Tage daran gedacht, hier für einige Monate Arbeit und Unterkunft zu finden? Doch jetzt ist zum Träumen keine Zeit: es heisst voran machen mit dem Tagewerk: die Trauben abschneiden, in Kübeln sammeln, und dann, entweder ganz oder zerstoßen, in die Weinkufen tragen lassen. Als er mit seinen Leuten mitten in der Arbeit ist, steigt der Nebel langsam in die Höhe, die Sonne dringt mit hellen und wärmenden Strahlen auf die Erde, trübe Gedanken ebenso verschleichend wie die Wolkenfetzen. Und als einige der jungen Arbeiter ein Lied anstimmen, fällt er auch in den Gesang ein. Seltsam! Er staunt über sich selbst, was hat ihn so gewandelt, dass ihm des Lebens lachendste Seite vor Augen tritt? Wo ist die unstillbare Sehnsucht nach der Ferne, die sich sonst nie unterdrücken liess, und ihn immer wieder von den Plätzen vertrieb, wo es ihm doch gut gegangen war? Er sinnt nach. Ist es das reifere Alter, welches schon seine Schatten vorauswirft und ihm auch die Bequemlichkeit des Heimes und des Bleibens am Orte vorgaugelt? Kaum; noch ist er ein junger Mann. Und trotzdem ist er verändert gegen früher:

ein Weib im Spiel, das ihn fesselt? Er hat sich von allen ferngehalten. Dann findet er eine Erklärung: es ist Pierre, eine ihm gleichgeartete Natur, der Anschluss an ihn, seine Ansichten und Wünsche, das musste es sein, was in ihm den Plan aufkommen liess, Kirchweier nicht mehr den Rücken zu kehren, seinem Wanderleben zu entsagen.

Dann kam die sonnig-warme Mittagspause, wo sich alle Gruppen versammelten und das kräftige Mittagmahl genossen: Brot, kaltes Fleisch, Wurst und Käse, denn die Arbeit hatte allen tüchtigen Hunger gemacht, und nur wenige Reste blieben übrig. Nach beendetem Essen gab es eine kleine Ruhepause, die jeder nach seinem Belieben verbrachte, entweder in einem kurzen Schläfchen, oder in lustigem und scherzhaftem Gespräch oder Spiel.

Pierre hatte sich zu Jérôme gesellt, der ihm heute so sonderbar nachdenklich vorkam. Sie sitzen nebeneinander vor einem Gebüsch abseits. Eigentümliches Geschick! Im Augenblicke, wo er sich in seinem Innern ein Leben der Sesshaftigkeit und der Ruhe ausgemalt hatte mit allen seinen Reizen und Vorteilen, muss dieser Jüngling seine Gedanken stören. «Jérôme, werdet Ihr noch hier bleiben, wenn der Herbst herum ist?» — Jérôme dachte nach und sagte dann: «Warum nicht?!» — «Ich dachte, Ihr würdet wieder in die weite Welt hinaus wandern und . . . mich mitnehmen!» — «Welcher Gedanke, Euch mitnehmen! Ihr habt's ja so gut im Vaterhause, es fehlt Euch an nichts und später, nach dem Tode Eures Vaters, werdet Ihr ein reicher Mann sein!» — «Was nützt mir der Reichtum, wenn mir das Leben missfällt. Jetzt kommen wieder die trüben Tage des Spätherbstes und des Winters, wo man zu Hause sitzen oder in feuchter Kellerluft mühselig arbeiten muss, so viel noch zu tun ist. O, diese langen Abende ohne Kurzweil! Und irgendwo anders lockt das Vergnügen! Und keine Hoffnung, von Kirchweier, diesem trübsinnigen und weltfremden Städtchen, jemals loszukommen!» — «Nie ist man zufrieden mit dem, was man hat: wie würde sich ein anderer nach Eurem ruhigen Leben und dem Wohlstand Eurer Familie sehnen! Und Ihr werft dies alles von Euch!» — «Ich muss! Es ist gegen meine Natur, dieses Leben, das ich vor mir sehe . . . weit hin vor mir sehe . . . bis zu meinem Tod . . . gleichförmig . . . immer Rebberge . . . Herbst . . .! Kommt, Jérôme . . . wir wandern in die Welt!» — «Ihr wisst nicht, wie mir zu Mute ist. Sonst trieb der Wanderteufel mich selbst, diesmal tut er's durch Eure Person. Zum Wandern gehört Mut . . . um den Entbehrungen und Gefahren zu trotzen . . . habt Ihr den?» — «Ja, den hab' ich!» — «Und Geld? Habt Ihr das? Euer Vater wird's Euch zu





Phot. H. Berg

Bourg-Bruche

diesem Zwecke nie geben!» — Pierre senkte den Kopf. Da trat Irion mit zorniger Miene hinter dem Gebüsch hervor; man sah es ihm an, dass er den letzten Teil der Rede, wenn nicht die ganze, mit angehört hatte.

«Pierre, begib dich an deine Arbeit, die Mittagspause ist zu Ende. Und Ihr, Jérôme, habt meinen Worten zuwidergehandelt, die ich bei Eurer Einstellung zu Euch sprach: «Lasst meinen Pierre in Ruh, verdreht ihm den Kopf nicht! Ihr habt es trotzdem getan. Sobald die Ernte vorbei ist, könnt Ihr Euch einen andern Herrn suchen, habt Ihr mich verstanden?» — «Ja, Eure Rede ist deutlich genug. Ich nehme die Kündigung gerne an, obwohl ich Euch sagen muss, dass ich Euren Sohn von seinem Vorhaben abbringen wollte.» — «Ist mir gleich. Ihr dürft nicht mehr in seiner Nähe sein, das ist die Hauptsache. Ob Ihr schuldig oder unschuldig seid, gilt mir gleich. Ihr seid mein Knecht. Oder, besser gesagt, Ihr seid es gewesen. Ein Landstreicher ist kein Umgang für meinen Sohn!» — «Ich bin kein Landstreicher!» — «Was denn? Habt Ihr eine Heimat? Und solch' einen wandernden Taugenichts hättet Ihr aus meinem Pierre wohl auch machen wollen?» — «Bisher war ich Euch gut genug, jetzt, wo die Hauptarbeit getan ist, werft Ihr mich auf die Strasse. Pfui! Und das ist ein reicher Mann, der wegen seines Stolzes überall bekannt ist. Ein Sesshafter, der, anstatt andere, die er ihrer Unbestän-

digkeit wegen tadelt, an sich zu fesseln, denselben den Laufpass gibt. Ich werde mir das merken, versteht Ihr?» — «Soll das eine Drohung sein?» — «Nehmt's, wie's Euch passt!» Und damit drehte er, ohne seine Ruhe einen Augenblick verloren zu haben, dem Bauern den Rücken und ging an seine Arbeit. Irion war nicht so kalt geblieben, doch hatte die Zurückhaltung dieses einfachen Arbeiters auf ihn einen seltsamen Eindruck gemacht. Dieser Fremde hatte eine so sichere Art, mit den Leuten umzugehen, das war kein Knecht mehr gewesen... ein Charakter, der wusste, was er wollte! — —

\*

Am Abend des Tages, der für Jérôme der letzte seines Aufenthaltes in dem Rebstädtchen sein sollte, kam er, nachdem ihm Irion seinen ganzen Lohn für die Dienstzeit bis auf den letzten Groschen ausbezahlt hatte, noch einmal in den «Goldenen Sternen», wo es ihm immer so gut gefallen hatte. Er erzählte dem Wirte das Geschehene. «Schade, dass Ihr solches Missgeschick habt, Jérôme», sagte dieser bedauernd, «doch Irion ist zu störrisch, um einzugehen, dass Ihr nicht im Fehler seid. Hab' Euch immer recht gerne in meine Gaststube kommen sehen, könnt es glauben. Niemand konnte die Zeit so gut mit Erzählungen vertreiben wie Ihr, weiss heute noch nicht, wie Ihr das angefangen habt. Ja, und nun, wo wandert Ihr hin?» — «Frage! Ich

werde wieder unstet von einem Ort zum andern ziehen, wo's mir gefällt, verweilen, wo's mir nicht der Mühe wert erscheint, durchziehen. Hab's ja früher auch immer so gehalten, und werde mich bald wieder drein geschickt haben.»

Der gesprächige Wirt hätte sich gerne noch längert mit ihm unterhalten, aber das Wirtszimmer füllte sich immer mehr mit Gästen an, so dass er und seine ganze Familie samt der Magd alle Hände voll zu tun hatten. Das war jeden Samstag Abend nach Feierabend so. Jérôme sass eine ganze Weile allein, sich seinen Gedanken hingebend, bis Pierre eintrat, ihn suchte und sich sogleich zu ihm setzte, nachdem er ihn bemerkt.

«Ihr seid's Pierre? Was treibt Euch zu mir? Abschied nehmen von dem Knecht Eures Vaters?» — «Sprecht nicht so. Im Gegenteil, ich wiederhole meine Bitte von damals: wenn Ihr morgen in die Fremde zieht, nehmt mich mit. Ich verkümmere hier. Ich kann nicht so leben, es geht nicht. Ich habe mich eben heftig mit meinem Vater gezankt, weil er Euch den Laufpass gab. Aber er blieb dabei. Da bat und bettelte ich, er möge mich auch fortziehen lassen. Da geriet er in einen Zorn, den ich bisher noch nie an ihm gesehen hatte. Ein Wort gab das andere, ich blieb zu seinen Beleidigungen nicht still. Ein Bruch war mir ja willkommen. Jetzt bin ich frei! Er wendete sich mit einer Verwünschung von mir ab!» — «Das hättet Ihr nicht tun sollen; es ist Euer Vater!» — «Ich bin längst grossjährig. Aber die Würfel sind gefallen; nachdem, was zwischen dem Vater und mir vorgefallen, können wir nicht länger zusammenleben. Nun wisst Ihr alles, nun sagt mir, ob Ihr mich mitnehmen wollt?»

Jérôme schien unentschlossen zu sein, doch Pierre liess mit seinen Bitten und Fragen nicht locker. Der Knecht forderte ihn auf, nur im Flüster-ton zu reden, sonst würde sich schon ein Gast finden, um zuzuhorchen und dem reichen Rebbauern genauen Bericht zu erstatten, denn die Dienstbereitschaft aller Bürger von Kirchweier war diesem angesehenen Manne gegenüber eine grosse. Pierre sah es ein und mässigte seine Erregung, sowie den Ton seiner Stimme. Nach langem Zwiegespräch verliessen endlich die beiden miteinander die Gaststube, ohne dass Kuntz es bemerkt hatte, so viel gab es zu tun. Draussen sank eben die Dämmerung herab, doch war es noch möglich, Einzelheiten im Freien zu unterscheiden, erst jetzt, als eine kleine Ruhepause für den Wirt eintrat, sah er, dass der Tisch

der beiden leer war. Sie mochten den «Goldenen Stern» schon vor einer längeren Weile verlassen haben. Müde von dem Tagewerk, setzte sich Kuntz auf den Stuhl hinter dem Schanktisch. Als eben ein Abflauen im Gemurmel des Gesprächs seiner Gäste war, horchte er auf. Oben in seinem Schlafzimmer, welches genau über der Wirtsstube lag, war ein Stuhl umgestossen worden. Er hatte es ganz deutlich vernommen, einen Zweifel konnte es nicht geben. Aber alle Bewohner des Hauses waren doch hier unten bei der Arbeit. Es musste also ein Fremder oben sein. Ein Dieb! Wer sonst? Und oben im Schlafzimmer, in der obersten Schublade der Kommode, war die Kasse mit einigen Tausend Spargeld, unverschlossen, da er sie immer erst des Abends nach Schluss des Geschäftes zusperrte. Wenn jemand sie in diebischer Absicht suchte, konnte sie ihm nicht entgehen.

Ohne den Angehörigen etwas von seinem Verdachte zu sagen, stieg Kuntz in möglichster Eile im Gange die Treppe hinauf und trat in das unverschlossene Zimmer. Eben schwang sich jemand zum Fenster hinaus und liess sich auf den weichen Grasboden des Obstgartens hinunter fallen. Die schmale Gestalt eines anscheinend noch jungen Mannes. Schnell blickte er hinab: dort stieg der Flüchtling über den Zaun des benachbarten Gartens, um das Weite zu suchen. Die Kommode stand weit auf, und die Kassetten waren nicht mehr da, das sah er trotz des Dunkels, das nun schon tiefer geworden war. Er musste dem Dieb nach, musste versuchen, das Geld, das keine unbedeutende Summe darstellte, zurück zu bekommen und den Missetäter strafen zu lassen. Wer konnte es wohl sein?

Gut, dass der Bannwart und der Weibel unten beim Weine sassen, da gab es gleich herrliche Arbeit für sie. Wenn sie sich gleich auf die Spur machten, konnten sie vielleicht den Schuldigen noch sehen; die Richtung wusste man ja, dem oberen Tore zu. Die beiden Amtspersonen waren schnell unterrichtet und so geistesgegenwärtig, die Sache gleich beim Schopfe zu fassen, das gab denn doch einmal etwas Abwechslung, einem richtigen, auf frischer Tat ertappten Dieb zu folgen. Die Gäste hatten nun dankbaren Gesprächsstoff, die Frauen des Hauses wurden ängstlich. Kuntz aber schloss sich dem Bannwart und dem Weibel an, und nahm mit den beiden die Richtung nach dem Oberen Tor.

(Forts. folgt.)

# Vollendung des Hægy-Werkes!

Der vierte Band des Werkes

## Das Elsass von 1870-1932

wird auf Weihnachten erscheinen. Das Werk mit ca. 640 Seiten wird enthalten :

- 1) 18 zum Teil doppelseitige Karten und graphische Darstellungen in Farbendruck.
- 2) 190 Seiten ausführliche Tabellen über alle Lebens- und Arbeitsgebiete des elsass-lothringischen Volkes von 1870 bis mindestens 1932.
- 3) 370 Seiten Dokumente, eine einzigartige Sammlung aller wichtigen, zum Teil unbekannt oder schwer zugänglichen Dokumente, die von staatsrechtlicher, politischer oder kultureller Bedeutung sind.
- 4) Ausführliche Personen- und Sachregister für das gesamte Werk.

Durch diesen reichen Inhalt wird dieser IV. Band seine wissenschaftliche Bedeutung für alle Ziten bewahren und ein unentbehrliches Hilfsmittel sein für jeden, der sich mit irgend welchen, unser Land betreffenden Fragen befassen will.

UNENTBEHRLICH für jeden Besitzer der bereits erschienenen drei Bände.

**Subskriptionspreis bis zum 15. Juli: 140 Frs.**

Bestellungen sind zu richten an den Verlag «ALSA-TIA» in Colmar, oder an eine der «UNION»-Buchhandlungen in Strasbourg, Sélestat, Colmar, Mulhouse, Dornach, Thann oder St. Louis.

## Westermanns Monatshefte.

Aus der reichhaltigen Augustfolge verdient zunächst hervorgehoben zu werden die Würdigung des österreichischen Malers Herbert von Reyl-Hanisch. Sie ist zugleich ein Nachruf für ihn geworden, denn der Künstler starb als die Betrachtung über sein Schaffen gerade geschrieben war. Die beigegebenen farbigen Bilder schon lassen erkennen, dass hier eine der stärksten Begabungen von uns gegangen ist, eine, die aus reinstem deutschem Geist am Werke war. Als ein Beitrag zur Kunst frühesten Vergangenheit ist die Wiedergabe des berühmten «Goldschatzes von Pietroasa» anzusehen, der vor 100 Jahren durch einen Zufall gefunden wurde und dessen wechselvolle Geschichte Dr. Willy Krogmann erzählt. — Ein Beitrag von Dr. Hermann Dreyhaus erläutert an den

Beispielen von Hamburg, Berlin und Wien geopolitische Zwangsläufigkeiten bei der Raumordnung in Stadt und Land. Fragen der Gegenwart werden berührt mit Beiträgen zum amerikanischen Philippinen-Problem von Dr. Johannes Stoye und zur Arbeit der römänischen, wissenschaftlichen und sozialen Bewegung von Dr. G. A. Küppers-Sonnenberg. In diesem Beitrag wird mit der Schaffung von Büchern für das Dorf ein Thema berührt, das auch für unsere eigene Volkstumsarbeit von Belang sein kann. Die vielen farbigen Abbildungen vermitteln zugleich einen Eindruck von der zeitgemässen rumänischen Buch-Illustration. Mit dem Tiefdruck-Aufsatz «Deutscher Flachs» von G. F. Schröder, dazu die ausgezeichneten Aufnahmen von Hilde Brinckmann-Schröder, und der sinnigen Plauderei von Lenelies Pause «Wenn Anno dazumal ein Kindlein kam» erschliessen sich uns deutsche Landschaft und deutsche Seele. Eine sehr anschauliche Naturbetrachtung mit schönen Raupen- und Schmetterlingsbildern gibt der Aufsatz «Blumengäste und Blumenverwüster» von Prof. Dr. E. M. Hering. Der sommerliche Roman von Konrad Beste, Erzählungen, kürzere Betrachtungen und Einschaltbilder zu Kunst und Leben vervollständigen den ungewöhnlich reichen und in jeder Beziehung zeitnahen Inhalt dieses Heftes. Der Verlag Georg Westermann, Braunschweig, gibt auf Wunsch Probehefte ab.

## Hôtels recommandés

### Hôtel-Restaurant

**Ferme Rimlishof** an der Strasse Guebwiller-Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terrasse für Sociétés. Erstklassige elsässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire : Blaser-Probst.

### Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

**Guebwiller** Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés

### Hôtel du cheval blanc.

**Lembach** Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

### Hôtel du Lion.

**Schönau** à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

### Hôtel du Château

**Wangenbourg** (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison. Prop. : G. Schneider.

SOLISANA GUEBWILLER.

### Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,  
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche  
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).

Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt.

Téléphone 258.

Tél: 882

# A-GUEIROARD



Étudie,  
Crée,  
Réalise

## Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

### Ferme Thierenbach - Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Confortable Zimmer mit fliessendem  
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-  
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,  
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Prop. Mme. Vonesch-Biecheler

### GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

## Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

### Clicherie Alsacienne

## STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse

Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten  
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.  
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

# GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach